

LEBENSABRISS

VON

WILHELM SIGMUND TEUFFEL.

EIN HEFTLAG

ZUR GESCHICHTE DES PHILOLOGISCHEN STUDIUMS IN WÜRTTEMBERG.

VON

Dr. SIGMUND TEUFFEL,

PROFESSOR.





Wilhelm Sigmund Teuffel entstammte einer in mehreren Zweigen zu Tuttlingen, sowie im Badischen ansässigen Familie, deren Glieder meist dem Kaufmanns- und Handwerkerstande angehörten und welche nach einer freilich nicht näher zu erweisenden Überlieferung auf einen schwedischen Offizier zurückgeht. Er selbst war geboren am 27. September 1820 zu Ludwigsburg, als der zweite Sohn des Regimentsarztes Andreas Teuffel (so pflegte der Vater und die meisten Zweige der Familie noch heutzutage den Namen zu schreiben; der Sohn schrieb ihm schon als Knabe in der obenstehenden Weise). Seine Mutter war eine geborene Theota, Tochter eines Uhrmachers aus Haguenau im Elsass, welche der Vater bei der Okkupation, als sein Regiment in jener Gegend lag, kennen gelernt hatte. Schon im Jahre 1831 starb die Mutter, und man kam der ältere Bruder zu den Großeltern nach Haguenau, welche ihn im katholischen Glauben seiner Mutter erzogen und zum Geistlichen bestimmten; derselbe überlebte den Bruder und ist vor einigen Jahren als Greißler alt, in Haguenau gestorben. Der jüngere, Wilhelm, blieb beim Vater und erwuchs in dessen evangelischem Glauben; der Vater gab ihm eine zweite Mutter, und als auch diese bald, nach der Geburt eines Sohnes, starb, eine dritte, welche dann ihren Gatten lange überlebte; denn dieser starb schon 1829, erst siebenunddreißig Jahre alt. Er scheint ein lobhafter, etwas hitziger, in seinem Berufe tüchtiger Mann gewesen zu sein. Auf die Erziehung seines Sohnes Wilhelm konnte er, wie begreiflich, nur wenig Einfluss ausüben, und wie nun mit seinem Tode die ganze Aufgabe der Mutter allein zufiel, suchte sie sich dieselbe zu erleichtern, indem sie mit ihrem Töchterchen und Wilhelm zu ihrem Vater nach Esslingen übersiedelte, während der jüngste Sohn seinem Pfleger (Vormund) übergeben wurde. Bald jedoch

sah die kränkliche Mutter ein, dass sie die Ausbildung Wilhelms nicht so wie sie selbst es wünschte, zu leiten im stande sei, und so wurde derselbe, noch im November 1829, auf ihre Bitte in das kgl. Waisenhaus zu Stuttgart aufgenommen, mit der Erlaubnis, das kgl. Gymnasium zu besuchen, wo er, obgleich noch ein Jahr zu jung, auf Grund der Prüfung der Klasse III zugewiesen wurde. Unter seinen Lehrern fühlte er sich später neben dem Rektor Zoller besonders dem Professor Demmler zu Dank verpflichtet; Genaneres über diese Zeit zu berichten sind wir nicht im stande, außer dass Wilhelm jedes Jahr einen Schulpreis erhielt, wie sie an den württembergischen Gymnasien üblich sind. Aber so wenig es auch ist, was sich über die Jahre der Knabenzeit sagen lässt, so zeigt es doch, wie berechtigt Teuffel war, später von sich zu sagen, dass die weiche Hand häuslicher Erziehung, welche die Ecken des Charakters abschleift und die herben Formen mildert, ihm nicht zu teil geworden. Schmerzlich waren die Erinnerungen der Kindheit und Knabenzeit, und so haben wir ihn denn niemals mit einem Worte davon reden hören, wie er sich überhaupt seinen eigenen Angehörigen weniger als andern erschloss. Auch hätte er sich kaum die Zeit dazu gegönnt, da er mit rastlosem Eifer seinen Studien nachging, auch in den Jahren, wo er seine Kraft schon sinken fühlte.

Diese Studien waren frohlich einem andern Gebiete gewidmet als ursprünglich geplant war. Der Vater hatte Wilhelm zum Arzte bestimmt, wozu es ihm an Begabung nicht gefehlt zu haben scheint, soweit sich dies daraus schließen lässt, dass er später sich selbst und sein körperliches Befinden mit großer Schärfe beobachtete und sich bestimmt den Tod voraussagte zu einer Zeit, wo fast noch niemand an ein ernstliches Leiden dachte. Freilich hatten sich solche Gedanken schon früh, bald nach der Studienzeit, eingestellt, im Zusammenhange mit etwas schwankender Gesundheit, und seine nächsten Freunde suchten sie ihm auszureden, besonders der früh verstorbene Paret, auf den er in jeder Beziehung große Stücke hielt. — Indes der frühe Tod des Vaters und die dadurch herbeigeführten Verhältnisse ließen an das Studium der Medizin nicht denken. Zwar er selbst spricht in einem Curriculum vitae aus dem Jahre 1834 von einer Neigung zur Theologie, welche die Änderung des Lebensplanes herbeigeführt habe, wir werden aber billig zweifeln dürfen, ob in dem zehnjährigen Knaben

jene Neigung schon so ausgesprochen war, vielmehr haben wir Grund anzunehmen, dass er, wie so mancher andere in dieser Lage, hinterher diese Neigung sich einredete, während es in Wirklichkeit jene Verhältnisse waren, welche ihn auf einen Bildungs- und Studiengang hinwiesen, der damals in Württemberg für einen begabten Knaben ohnehin fast der selbstverständliche war: auf den Weg durch das dreifache „Landexamen“ ins „Kloster“ und ins „Stift“, d. h. in das niedere und höhere theologische Seminar, zumal da bei den eigentümlichen württembergischen Verhältnissen von hier aus nötigenfalls der Weg zu irgend einem anderen Gebiete sich finden ließ, wie er denn selbst in Schwegers Lebensabriss sagt, man habe sich bei uns immer auf die Kunst verstanden, einen gegebenen Theologen in einen beliebigen Fachmann zu verwandeln. Zunächst nun also trat der Knabe im Oktober 1834 in das Seminar Urach ein. Später äußerte er sich darüber: „In Urach habe ich vier Jahre verbracht, leider nicht gut, wegen der Unfähigkeit der damaligen Lehrer des Seminars. Zeller, als Repetent, war im letzten Halbjahr der einzige Lichtblick. Gegen die Natur lebte ich damals in jugendlicher Stumpfheit, zum Teil auch durch die Seminareinrichtungen davon abgeschlossen. Ich habe später nicht begriffen, wie ich die unvergleichliche Schönheit dieser Natur nicht bemerken konnte. Aber von der Natur muss man abkommen, um sie zu sehen und zu empfinden“. Auch insofern war der Aufenthalt nicht sehr glücklich, als Teuffel viele Zeit auf der Krankenstube verbringen musste. Dem älteren Bruder, der jetzt erst erfahren zu haben scheint, dass sein leiblicher Bruder einem anderen Glauben angehöre, verursachte dessen Vorbereitung auf das Studium der evangelischen Theologie viel Kummer und Gewissensbedenken. Im Laufe des vierjährigen Seminars trug jedoch, ohne besondere Anregung durch den Unterricht, eine entschiedene Vorliebe für philologische Studien in den Vordergrund, welche ihn nach seiner eigenen Angabe dazu bewog, den größten Teil der Zeit während seiner akademischen Studienjahre, neben Erteilung von Privatunterricht, dem Studium des Altertums zuzuwenden. Jedoch als „Stiftler“ studierte er in erster Linie Theologie, und zwar gleichfalls mit großem Eifer. Es herrschte damals ein reges geistiges Leben auf der Tübinger Hochschule und besonders im Stift. In der Philosophie war es Hegel, in der Theologie Baar und die

Seinigen, welche alle Geister in Aufruhr versetzten und eine lebhafteste Beteiligung namentlich auch der Jüngeren an dem Kampfe hervorriefen. Von der Hegelschen Schule zeigen sich auch bei Teuffel in seinen Erstlingschriften deutliche Spuren, in der Weise der Darstellung wie der Auffassung; nach einer eigenen Bemerkung hatte er jedoch eine besondere Vorliebe für Spinoza; überhaupt aber sah er diese philosophischen Studien nicht, wie mitunter geschieht, als eine Abhaltung vom eigentlichen Fachstudium an, sondern als eine höchst wertvolle Vorbereitung darauf. Späterhin freilich wies er hin auf die mit der Art, wie sie tatsächlich betrieben wurden, verbundenen Gefahren. „Philosophie, meinte er, lernt man nicht durch Kants Kritik der reinen Vernunft und Fichtes Wissenschaftslehre oder Hegels Logik; die Philosophie als Fachwissenschaft zwar wohl, nicht aber als philosophische Bildung, diese vielmehr durch historische Studien bei verständigster Anleitung und hellem Kopfe“. Ausgedehnte philologisch-historische Studien erklärte er für die wünschenswertesten Vorstudien auch zur Theologie, — welcher Richtung, ist freilich nicht gesagt.

Was nun Teuffels Studiengang betrifft, so war es äußerlich wenigstens vollständig der für den Theologie studierenden Seminarzögling vorgeschriebene, und wir finden unter den von ihm gehörten Vorlesungen nur so viele philologische, als jeder Stifter hören musste und heute noch muss: ein exegetisches und ein kunstarchäologisches, beide bei Walz. Dazu kam der normale Stufengang der philosophischen Vorlesungen, einige geschichtliche, ein paar über neuere Sprachen (auch Italienisch und Spanisch), für welche er immer eine gewisse Liebhaberei behielt, sowie zwei mathematische; außerdem natürlich die vollständige Stufenfolge der theologischen Vorlesungen. Bei seiner ganzen Anlage werden wir es begreiflich finden, dass er an der Theologie für die historische und exegetische Seite eine besondere Neigung hatte, daher sich denn auch seine Habilitations- und andere Schriften der früheren Jahre auf theologisch-historischem Grenzgebiete bewegen. Nach dem Bisherigen ist auch nicht zu verwundern, dass, wie er selbst bemerkt, keiner der philologischen Dozenten, weder Tafel noch Walz irgend welchen Einfluss auf seine philologischen Studien ausübte; vielmehr betrieb er sie lediglich für sich, auch ohne Teilnahme am philologischen Seminar, so sehr er von Anfang an in jenen

seinen eigentlichen Beruf sah. Und dass er dabei die akademische Lehrthätigkeit ins Auge gefasst hatte, lässt sich schließen aus dem frühzeitigen litterarischen Auftreten, schon als Student, und aus dem planmäßigen Arbeiten. „In der Überzeugung, sagt er, dass es weniger darauf ankommt, wo man anfängt, als wie man anfängt, und dass jeder Pfad, wenn man ihn nur mit offenen Augen wandelt, in den Mittelpunkt der Wissenschaft hineinführt, bin ich von der vollständigen und gründlichen Durcharbeitung Eines Schriftstellers, und zwar eines psychologisch, ästhetisch und litterarisch besonders interessanten und durch den allgemeinen Schulgebrauch auch besonders wichtigen, des Horaz, ausgegangen und habe von ihm aus immer weitere Kreise gezogen; die Stellung, die Horaz als Satiriker zu seinen Vorgängern und Nachfolgern auf diesem Gebiete einnimmt, veranlasste mich zu eingehenden Studien über Lucilius, Persius, Juvenal, Martial, Petron u., und über die griechischen Jambographen, besonders Archilochos; andererseits wurde ich von den Oden des Horaz aus auf deren Originale, die griechischen Lyriker, geführt, und die eindringendere Betrachtung von diesen trieb mich zur Vergleichung des antiken Begriffes der Lyrik mit dem modernen und veranlasste mich insbesondere zu Studien über deutsche Lyrik, von welchen ich in der Abhandlung über Hölderlin (1847) eine Probe gegeben habe; endlich von der Stellung aus, welche Horaz zu seiner Zeit einnimmt und von der Frage nach dem Charakter dieser Zeit kam ich mit derselben Notwendigkeit auf die Erforschung der römischen Geschichte überhaupt“.

Die erste gewissermaßen offizielle Probe seiner philologischen Studien legte Teuffel im Jahre 1840 ab, also nach zweijährigem Studium, durch eine Preisarbeit. Die Aufgabe hatte gelautet: „Es werden neue Untersuchungen über Horaz gewünscht, in welchen 1) über das Leben und den Charakter des Dichters, 2) über den Geist seiner Poesien, 3) über die Zeit der Abfassung der letzteren gehandelt wird“. Seine Arbeit erhielt den Preis, mit der Begründung, der Berichterstatter habe sich überzeugt, dass der Verfasser selbständig gearbeitet und bei seiner Untersuchung mit den allermeisten Theilen der hieher gehörigen Litteratur vertraut war. „Derselbe hat eine sehr gute Bekanntschaft mit den Schriften des Dichters und der übrigen römischen Litteratur an den Tag gelegt und in seinen

Urteilen viele Unsicht bewiesen, namentlich aber einige Teile der Aufgabe, insbesondere die Horazische Chronologie anlangend, weiter gefördert*. — Auf Grund der für diese Preisarbeit gemachten Studien ließ er mehrere Abhandlungen erscheinen: im Supplement zu den Jahrbüchern für Philologie 1840, S. 325 bis 374 einen Aufsatz *de Horatii amoribus*, übrigens deutsch geschrieben trotz des lateinischen Titels, der nur gewählt war als für den Gegenstand hergebracht und weil der entsprechende deutsche Ausdruck doch etwas anderes bezeichnet. Eine selbständige Schrift sodann war: *Charakteristik des Horaz*. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte. Leipzig 1842, 94 S.; dieselbe fand viele Beachtung, aber allerdings auch vielen Widerspruch, teils weil man sie als aus dem Hegelschen Geiste hervorgegangen allgemein betrachtete, worüber er meinte, dies sei insofern richtig, als die Schrift überhaupt den Geist der Gegenwart zum Ausgangspunkte habe und in diesem das, was man jetzt Hegelisch nenne, ein sehr bedeutendes Element sei. Im übrigen verwahrte er sich dagegen, als Philosoph behandelt zu werden. „Ich bin Philolog, schrieb er, und frone mich dessen, und will nichts anderes sein, wenn ich gleich philosophische Bildung und zwar vorzugsweise Bildung durch die neuerdings sogenannte negative, kritische Philosophie für unentbehrlich halte für jeden, der sich von der Beschränktheit einer Fachgelehrsamkeit freihalten will“. Der andere Grund, warum die Schrift zum Teil lebhaft bekämpft wurde, war, dass man sie als gegen Horaz gerichtet auffasste, wozu sie freilich manchen Anlass bieten konnte. Er selbst nannte sie zu apriorisch und alte und neue Lyrik nicht scharf genug trennend, in der zweiten kleinen Schrift: *Horaz. Eine litterarhistorische Übersicht*. Tübingen 1843, 59 S. Die Arbeit war eigentlich für Pauly's Real-Encyclopädie bestimmt, wurde aber im voraus veröffentlicht, teils um manches in der „Charakteristik“ ausgesprochene zu berichtigen, teils um für den Abdruck bei Pauly möglichste Richtigkeit und Zuverlässigkeit zu gewinnen. Die Frage nach der Abfassungszeit der Horazischen Gedichte wurde in mehreren Aufsätzen behandelt, so *Zeitschr. f. d. Altertumswissenschaft* 1842, 1106 bis 1116; *Rhein. Mus. N. F.* IV (1843), 93 bis 241. — Durch Vorlegung jener Schriften erwarb er am 22. Februar 1843 die philosophische Doktorwürde mit dem höchsten Zeugnis, zuvor aber, im Herbst 1842,



hatte er die erste theologische Dienstprüfung erstanden mit der Note IIa, auf Grund deren ihm nun der Weg zur württembergischen Hierarchie offengestanden hätte. Den ersten Schritt auf demselben that er, indem er Vikar bei einem ihm verwandten Pfarrer (in Untertielmingen bei Stuttgart) wurde, dann aber kehrte er der Theologie endgültig den Rücken, und er wurde damit einer der vielen Apostaten von derselben, welche das „Stift“ zu verzeichnen hat, — falls man von einer Sache abtrännig werden kann, bei der man nur durch äußere Gründe festgehalten worden ist. Und da für ihn die Theologie wesentlich geschichtliche Wissenschaft war, so erklärt es sich, dass seine Anschauungen, wie sie in dem Aufsätze über Julian (Schmidts Zeitschr. f. Geschichtswiss. 1846, 405 bis 439) ausgesprochen und sonst von ihm bekannt waren, ihm mancherlei Aufwindungen zuzogen; diesen Anschauungen ist er übrigens, so wenig er jemals davon sprach, bis an sein Ende treu geblieben.

Jetzt erst konnte er seine Zeit und Kraft ungeteilt auf Studien und Arbeiten verwenden, welche dem Gebiete der Philologie entweder unmittelbar angehören oder wenigstens in Verwandtschaft damit stehen, wie dies mit seinen eigenen Worten schon oben angeführt worden ist. Mehr angeregt und gesteigert als unterbrochen wurden die speziell philologischen Studien durch eine halbjährige Bildungsreise nach Norddeutschland, im Sommer 1844, für welche ihm, wie im „Stift“ üblich, ein Reisestipendium bewilligt worden war. Für den aus den engen, abgeschlossenen Verhältnissen Tübingens und Württembergs Kommenden musste eine solche Reise von größtem Werte sein und er benutzte sie denn auch aus mit dem ihm eigentümlichen rastlosen Eifer, die Bekanntschaft fast aller namhaften Philologen machend, Erfahrungen für seine nunmehr beginnende akademische Thätigkeit sammelnd, dazwischen fortwährend literarisch beschäftigt, mit Rezensionen odgl. Die Reise ging den Rhein hinab nach Heidelberg, Köln, Bonn, Gießen, Marburg, Göttingen, Eisenach, Gotha, Weimar, Jena, Schulpforta, Halle, Leipzig, Dresden, endlich zu viermonatlichem Aufenthalte nach Berlin. Leider reicht das über diese Reise geführte Tagebuch nur bis kurz nach der Ankunft in Berlin und ist auch bis dahin keineswegs vollständig erhalten. Die verschiedenen Persönlichkeiten, mit welchen er in Berührung kam, meist Fachgenossen, sind in



diesen flüchtig hingeworfenen Zeilen sehr scharf gezeichnet, teils mit Verehrung, wie ganz besonders Gottfried Hermann, teils mit einem gewissen Sarkasmus, wie er nun eben zu Teuffels Wesen gehörte. Sehr zu statten kam ihm, dass er sich schon selbst in die philologische Welt eingeführt hatte, zumal da er noch sehr jung war und noch jugendlicher aussah, so dass manche Gelehrte über die fast mädchenhafte äußere Erscheinung ihres schneidigen Konsonanten geradezu verblüfft waren. Dabei aber war er, wie ein Freund ihn zeichnet, das Muster eines frischen, kecken, lebendigen Jünglings, ganz entsprechend dem Bilde, welches man sich von dem kühnen und gerade drauflosgehenden Verfasser jener ersten kleinen Horazschriften hatte machen müssen. — Vielfach galt das Gespräch der eben jetzt erscheinenden Real-Encyclopädie, für welche er, obwohl noch nicht an der Redaktion beteiligt, im Auftrage von Walz Mitarbeiter warb, andere suchte, oder auch überhaupt nur Teilnahme zu wecken suchte, wie zB. in Göttingen, wo man sich bis jetzt ganz ablehnend verhalten hatte, wie gegen alles, „was nach einem Schulbuche aussah“. Auch hier gelang es für das Werk Interesse zu erregen, besonders bei v. Leutsch, der thätige Beteiligung in Aussicht stellte, zu der es jedoch nicht kam, wie sich denn der vorteilhafte Eindruck, den Teuffel von ihm gewonnen, bald gänzlich verlor. Dauernd dagegen blieben die Beziehungen zu Ritschl in Bonn, obgleich sie nicht durch Mitarbeit an jenem Werke rege erhalten wurden. Als bezeichnend sei erwähnt, dass einmal beim Kaffee Ritschl ihn aufforderte, ihm eine Konjektur machen zu helfen für „Plautus in Plocino“ bei Nennius, wofür dann Teuffel „Plautinum“ als Dittographie vorschlug. Als Zweck einer „wissenschaftlichen Reise“ konnte jener sich nichts anderes denken als Handschriftenvergleichen. Kirchner in Schnepferts fragte ihn, ob er bei Horaz bleiben oder auch anderen Schriftstellern sich zuwenden wolle, „eine Frage, die nur ein Philologe stellen kann“, bemerkt Teuffel dazu. In Halle sowohl als namentlich von Wilhelm Grimm in Jena wurde er dringend aufgefordert sich dort zu habilitieren, um die daselbst verpönte Hegelsche Philosophie „einzuschwärzen“, wozu eine Habilitation für Ästhetik und allgemeine Literaturgeschichte die Gelegenheit hätte geben können. — Gebiete, welche ihm keineswegs fernlagen, wie zB. der Aufsatz über Hölderlin beweist und ähnliche Arbeiten, sowie die

1847 angekündigte Vorlesung über Goethes Werden, Sein und Wirken, jene Vorschläge wurden nicht ohne weiteres abgelehnt, schließlich aber doch nicht angenommen. — In Leipzig nahm er sich an Klotz mehr ein negatives Muster für Vorlesungen, wie ihn auch Bernhardt in Halle wenig angesprochen hatte. Umsonst war dies der Fall bei Böckh und Lachmann, vor allem aber bei G. Hermann in Leipzig; dessen Erklärung der Trachinierinnen erschien ihm geradezu als das Ideal einer exegetischen Vorlesung. Hermanns Gewandtheit im Lateinischreden brachte ihm die eigene Schwäche darin lebhaft zum Bewusstsein und veranlasste ihn, um größere Übung zu erlangen, von jetzt an den Briefwechsel mit Walt und ebenso das Tagebuch lateinisch zu führen. Seine Beobachtungen jedoch in den verschiedenen philologischen Seminarien konnten auch ihm nur bestätigen, worüber im Ernst kein Zweifel sein kann, dass durch das Lateinischredn eine gründliche Auseinandersetzung nur gebemmt wird; daher bekanntlich Ritchl, der doch trefflich lateinisch sprach, bei schwierigeren Auseinandersetzungen ins Deutsche überzugehen pflegte. Die Bevorzugung der sogenannten niederen Kritik tadelte Touffl gleichfalls; aus Gründen, von denen bei der Erörterung seiner eigenen Seminarthätigkeit die Rede sein wird. Von Haupt bemerkte er sich eine charakteristische Äußerung: den Tibull lese er nicht gerne, weil hier so wenig Gelegenheit zu Konjekturen sei. — Doch wir unterlassen es, weitere Einzelheiten über diese Reise zu berichten, und erwähnen nur noch, dass dies die einzige größere Reise war die er unternahm; denn außer zum Besuche von Philologerversammlungen oder zu Erholungsreisen nach der nahen Schweiz verließ er die Heimat nicht wieder, kannte namentlich auch Italien nicht aus eigener Anschauung. In die Heimat zurückgekehrt habilitierte er sich am 31. Oktober als Privatdozent der klassischen Philologie in Tübingen, und zwar durch eine Abhandlung *De Iuliano imperatore Christianismi contemptore et osore*, 37 S. 8., in drei Kapiteln: 1. die Worte und Handlungen Julians, aus welchen diese Verachtung des Christentums hervorgeht; 2. die Gründe derselben; 3. der Übergang zu Furcht und Hass dem Christentum gegenüber, und worin sich dies ausspricht. Da jedoch Touffl eine philologische Prüfung nicht erstanden hatte, so musste er sich noch einer Disputation unterziehen, für welche er zwölf Thesen aufstellte, unter denen wir als



gewissermaßen ein Programm seiner jetzt beginnenden Thätigkeit enthaltend hervorheben:

1. Antiquitatis res non eam ob causam exponendae sunt, ut litterarum monumenta intellegantur, sed haec monumenta explicanda sunt ut antiquitatis res cognoscantur et intellegantur.

2. Quod philologi prave absurdeque egerunt aut agunt philologiae ipsi nequaquam est imputandum.

3. In institutione puerorum et adolescentulorum litteris antiquis primarius locus tribuendus est.

4. Nisi per aliquot annos soli antiquarum litterarum studio incubueris, nec pueros nec adolescentulos eas docere poteris.

5. In patria nostra proxima omnia quidem parata iacent quibus ad laetum antiquitatis studiorum florem efficiendum opus est, sed eorum cum theologis consociatio impedit quominus efflorescant. Die übrigen Thesen beziehen sich auf philologische Einzelheiten. Hatte er bei Gelegenheit einer in Halle mitangehörten Disputation bemerkt, er preise dem dortigen Verfahren gegenüber das einheimische als sehr human, so wurde doch auch hier dieser Akt mit großer Gründlichkeit vorgenommen. In späteren Jahren hat er selbst bei solchen Disputationen gelegentlich „schärfste Kritik geübt“, wie er an einen Freund schrieb, „zum Entsetzen und zur Enttäuschung solcher Kollegen, welche von der hiesigen Behandlungsweise solcher Dinge nichts wussten“. Seine eigene Disputation scheint er nicht sehr tragisch genommen zu haben; wenigstens leitete er seinen Vortrag mit gutem Humor ein mit der Bemerkung, bei einem gewissen Volke bestehe die Sitte, dass der Bräutigam am Tage vor der Hochzeit von seinen Verwandten und Freunden tüchtig durchgeprügelt werde, sei es als Vorbereitung auf das, was seiner in der Ehe warte, oder um den Boden seines Gemütes gleichsam aufzulockern für die Einsaat der Freuden. Ähnlich, wenigstens in bezug auf die Zweifelhaftigkeit der Auslegung und die Ungewissheit des nachfolgenden Glückes, sei die akademische Sitte, infolge der er hier stehe. — Über die Wahl des Gegenstandes der Abhandlung äußerte er sich so: wenn es das erstemal wäre, dass der Gelegenheit hätte sich auf dem Gebiete seiner Wissenschaft öffentlich auszuweisen, so hätte er einen noch unmittelbarer zum Kreise jener

Wissenschaft gehörenden Gegenstand gewählt, der auch in der Methode spezifisch philologisch zu behandeln gewesen wäre. So aber sei es ihm nun einen möglichst viele interessierenden Gegenstand zu thun gewesen, durch den er zugleich beweisen könne, in welchem Umfang er seine Wissenschaft auffasse. Auf Grund des Ergebnisses dieser Disputation nun erhielt er unter dem 25. November die Erlaubnis Vorlesungen zu halten, wozu es freilich für dieses Semester zu spät geworden war; daher er seine Vorlesungen erst im Sommer 1845 begann, und zwar las er im ersten Semester über römische Satiriker, besonders Juvenal, im zweiten über griechische Lyriker, weiterhin über deutsche Lyrik seit Göthe und Schiller, Geschichte der griechischen Dichtung. Die Antrittsvorlesung eröffnete er durch eine Ansprache über den Begriff und die Aufgabe der Altertumswissenschaft und ihre Stellung zur Gegenwart; wir fügen sie hier ein als besonders charakteristisch.

„Da dies das erstemal ist, dass ich die Ehre habe hier aufzutreten, so haben Sie, glaube ich, ein Recht, von mir eine Auseinandersetzung darüber zu verlangen, in welchem Sinn und Umfang ich meine Wissenschaft auffasse und auf welche Weise ich für dieselbe unter Ihnen zu wirken beabsichtige. Erlauben Sie mir, dass ich dabei zugleich auf einige, wie mir scheint, irrige Ansichten eingehe, welche über diesen Gegenstand hierzulande verbreitet sind, und einige nicht in der Sache selbst begründete Vorurteile zu berichtigen suche.

Ein Vorwurf, den man häufig zu hören bekommt, ist der, dass die Philologie keine Wissenschaft sei, sondern ein Aggregat von Kenntnissen. Hätte man das vor einem halben Jahrhundert gesagt, so hätte man vollkommen recht gehabt; damals war die Philologie allerdings bei den meisten — denn schon damals gab es große Männer von weiterem Blick und freierem Geiste — ein Sammelsurium einer großen Menge von Notizen über griechische und römische Dinge. Aber was damals wahr gewesen, ist es heute nicht mehr, und wenn man trotzdem auch jetzt noch den alten Vorwurf wiederholt, liefert man damit nur den Beweis, dass man von der ganzen neueren Entwicklungsgeschichte der Philologie keine Kenntnis hat. Was ist das Wesentliche im Begriffe der Wissenschaft? wodurch wird eine Disziplin zur Wissenschaft? Ist es die systematische Form, das,

dass ein Netz von Kategorien über den konkreten Stoff hergespannt, dieser aus einem philosophischen Prinzip deduziert wird? Ich zweifle, ob dies heutigentages noch irgendjemand für das Wesentliche wird nehmen wollen, nachdem sich die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens, seine Anwendbarkeit auf das Entgegengesetzte und damit seine eigene Leere an so vielen Beispielen schlagend dargethan hat, und nicht zum mindesten auch auf dem Gebiete der Philologie selbst, durch Bötschers Aristophanes, Haupt's Altertumskunde und andere ähnliche Werke. Vielmehr ist in den positiven Wissenschaften der Stoff aus seinem eigenen konkreten Prinzip abzuleiten, durch seine eigene Seele der Organismus des Ganzen zu beleben. Die Philosophie lehrt dazu die Methode, dh. den Überblick über das ganze Gebiet des Wissens, die Einsicht in die Zusammenhänge und Ursachen, die Uberschau der Wirkungen. Ein auf diese Weise behandelter Gegenstand ist offenbar auf wissenschaftliche Weise bearbeitet, und eine Disziplin, welche auf diese Weise behandelt werden kann und behandelt wird, ist eine Wissenschaft. Die Einheit eines Grundgedankens also, der zwar aus der betreffenden Wissenschaft selbst und nur aus ihr, aber mittels einer Art von philosophischer Thätigkeit gewonnen werden muss, und die Durchführung dieses Grundgedankens durch das Einzelne der Wissenschaft, die Beleuchtung aller verschiedenen Seiten und die Verknüpfung aller einzelnen Teile durch denselben, das Behandeln des Einzelnen zwar einerseits als etwas für sich Bestehendes, das für sich allein schon auf so viel Beachtung Anspruch machen kann, dass man ihm bis in seine Tiefen und in seine Breite mit der Forschung nachgeht, andererseits aber zugleich als eines bloßen Teiles vom Ganzen, das Festhalten der Verbindungsfäden zwischen beiden, das Beziehen des einen auf das andere, — darin vor allem ist das Eigentümliche des Begriffes der Wissenschaft zu setzen. An Arbeiten und Leistungen, in diesem Geiste ausgeführt, fehlt es auf dem Gebiete der Philologie durchaus nicht. Zwar dass das ganze Gebiet in diesem Sinne bearbeitet wäre, dass wir eine so gehaltene Encyclopädie der Philologie schon besitzen, kann man nicht sagen; aber dazu ist dieses Gebiet auch zu groß, die Masse des zu bewältigenden positiven Stoffes zu ungeheuer; wir müssen uns daher, obwohl der Gedanke einer solchen Leistung schon in vielen Männern des Faches aufgegangen ist, vorläufig

mit Bearbeitungen einzelner Teile der Wissenschaft begnügen. Daran haben wir aber auch einen verhältnismäßig reichen Vorrat; in der Grammatik und Lexikographie haben wir Muster wissenschaftlicher Behandlung, die für andere Sprachen noch nicht erreicht sind, ebenso im realen Teile der Philologie meisterhafte archäologische, litterarhistorische, ethnographische Arbeiten, ich erinnere nur an Winkelmann, O. Müller, Böckh u. a. Dass der Leistungen dieser Art nicht noch mehrere sind, kommt einfach daher, dass die Philologie, so alt sie ist, als Wissenschaft noch ganz jung ist; aber wie viel ist damit gewonnen, dass die Gesichtspunkte der Forschung unerschütterlich feststehen und das Bewusstsein derselben alle Forscher durchdringt: es sind die Gesichtspunkte der Geschichte oder am Ende aller Wissenschaft, der Grundsatz der unbefangenen Hingabe an die Sache, der vorurteillosen, durch keine Autorität und keine Tradition gebundenen Untersuchung, der freien Forschung; nur dass sie das auf diesem Wege Gefundene in das Ganze der Wissenschaft einzureihen und die Ergebnisse in das allgemeine Bewusstsein überzuleiten haben, übersehen noch immer manche, und andere, welche diese Aufgabe wohl kennen, scheuen sich vor ihrer Ausführung.

Nächst diesem methodologischen ist ein zweites Merkmal der Wissenschaft, wodurch sie sich von der bloßen Fertigkeit unterscheidet, dies, dass sie eine geistige Arbeit ist, dass sie nicht durch bloße Übung, durch Wiederholung angeeignet werden kann, sondern immer neu aus dem Geiste des einzelnen erzeugt werden muss. Das einfache Rechnen, das Lesen ist keine Wissenschaft; es handelt sich dabei nur um die Einübung eines Mechanismus, um die Überwindung einer technischen Schwierigkeit; ist man einmal damit fertig geworden, so hat man es auf so lange als man davon Gebrauch machen will. Dass die Philologie damit nicht verglichen werden kann, dass es bei ihr wirklich darauf ankommt, im Kampfe mit dem noch unbehaenen Stoffe die siegreiche Kraft des Geistes zu bewahren, bedarf nach dem schon Auseinandergesetzten hoffentlich nur einer einfachen Versicherung. Nur eines will ich hierbei noch ausdrücklich erwähnen, das nämlich, dass auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft das geistige Thun ein durchaus freies, durch keine Rücksichten gebundenes ist. Auf diesem Felde ist das Handhaben aller Kritik ein freudiges, weil

hier die Kritik keine anderen Schranken hat als die der Wahrheit, und keine andere Achtung zu haben braucht als die vor sich selbst.

Ein drittes Merkmal im Begriffe der Wissenschaft ist endlich, dass sie einen und zwar immanenten Zweck, dass sie ihren Zweck in sich selbst habe. Durch die Immanenz ihres Zweckes unterscheidet sie sich von dem bloß Handwerksmäßigen, was getrieben wird um eines der Sache selbst fremden Zweckes willen, zB. des Gelderwerbes wegen. Aber diese Immanenz des Zweckes hat die Wissenschaft gemein auch mit der Kunst: was macht nun das Unterscheidende zwischen der Kunst und der Wissenschaft? Ungenau würde man dies so bezeichnen, dass der Zweck der Wissenschaft ein ernstlicher, derjenige der Kunst ein spielender sei; denn auch die Kunst ist nicht minder ernst als die Wissenschaft. Das Unterscheidende liegt vielmehr in den Mitteln der Ausführung beider. Die Wissenschaft hält sich rein auf dem Gebiete des Geistes, auf diesem liegen wie ihre Zwecke, so auch ihr Stoff und alle ihre Mittel; mittels des Geistes fördert sie aus dem Geiste den Geist zu Tage; der Stoff der Kunst ist die Sinnenwelt, und ihre Mittel teilen sich zwischen diese und den Geist. Der geistige Stoff, der in der Philologie verarbeitet wird, ist einestheils die Sprache, andertheils die Geschichte eines großen, reichen und schönen Theiles der Vergangenheit, und das Mittel ist die Forschung, der Fleiß, der Scharfsinn, der Geist im engeren Sinne. Aber hat die Philologie auch einen immanenten Zweck? verdient sie auch in dieser Hinsicht den Namen einer Wissenschaft? Ich sollte denken, ja. Eigentlich ist die ganze Altertumswissenschaft nur ein Abschnitt der Geschichtswissenschaft, denn auch der linguistische Teil hat es mit einem fertigen, der Vergangenheit angehörigen Stoffe zu thun; aber unterscheiden wir der größeren Bestimmtheit wegen zwischen der sprachlichen und der sachlichen Seite der Philologie, zwischen welchen die litterarische, die erhaltenen Schriftwerke, in der Mitte liegt, so wenden wir in bezug auf die zweite Seite, welche das Leben des Alterthums in seinem Verlaufe und in seiner Thätigkeit dem Geiste vergegenwärtigt, eines besonderen Beweises ihrer Berechtigung gar nicht bedürfen; sie hat ganz dasselbe Recht wie alle Geschichtsforschung überhaupt, ja ihre Berechtigung ist umso größer, je reiner die Periode, welche ihren Gegenstand bildet, das Ideal der Menschheit verwirklicht

und sich aus sich selbst entwickelnd darstellt. Aber wie ist es mit der sprachlichen Seite? Einmal ist genaue Kenntnis der Sprache die ganz unerlässliche Bedingung einer wirklich wissenschaftlichen, gründlichen Erforschung und Erkenntnis der realen Seite, sodann ist alle Sprache, in ganz vorzüglichem Maße aber sind die mit besonderer architektonischer Konsequenz und Feinheit gegliederten klassischen Sprachen gesprochene Logik, verkörperte Gedanken, und das Studium des Denkens und seiner Inkarnation ist doch wohl etwas des Schweißes der Edlen Würdiges. Wir dürfen also wohl mit Grund der Philologie auch das letzte Merkmal der Wissenschaft, die Immanenz ihres Zweckes vindizieren.

Aber es genügt heutzutage nicht, wenn eine Wissenschaft sich auf ihre eigenen unmittelbaren Zwecke beschränkt; die Zeit, da die Wissenschaft unbekümmert um das, was sie als Gewühl und Getümmel des Lebens verachtete, ihren Weg stolz dahinwandelte, ist jetzt vorüber, und will sich eine einzelne noch immer gebärden, als sei noch jene gute alte Zeit, so lässt man sie stehen, so ignoriert man sie, und die Wissenschaft selbst schneidet sich alle Elemente der Bewegung, also des Lebens ab. Eine Wissenschaft, welche keine positive Stellung zur Gegenwart hat, welche außerhalb der Beziehung zu ihr, ihren Interessen und Fragen steht und die, welche sie betreiben, diesen entfremdet, also eine unpraktische Wissenschaft ist heutzutage ganz unpopulär, und Unpopulärheit ist nicht bloß ein Nachteil, indem sie dem einzelnen Arbeiter den Mut und die Freudigkeit entzieht, sondern ein Fehler, sogar ein Verbrechen, eine Verurteilung gegen die Wissenschaft und ihre Diener. Ist nun die Philologie unpraktisch, ist sie daher unpopulär? Wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, dass die Vermittlung zwischen dieser Wissenschaft und dem Leben noch nicht so vollständig ist, wie es eigentlich in dem Begriff und dem Interesse beider liegt; aber die Schuld daran trägt zum größten Teile nicht die Wissenschaft, sondern die Verhältnisse. Wenn es einmal dem Bürger vergönnt sein wird, thätigen Anteil zu nehmen an den Leiden und Freuden seines Vaterlandes, wenn die Entfaltung und Darlegung der Individualität weniger beengt und bedrückt sein wird, wenn Staat und Kirche so von einander getrennt sein werden, dass beider freie Entwicklung nicht mehr durch einander gehemmt ist, dann werden

auch wir hervortreten und durch Wort und That zeigen, dass wir das Heiligthum der Zukunft in treuen Herzen bewahrt haben, dass wir schon lange gewusst haben, wie das Altertum den Keim einer neuen, schöneren Zeit in sich schließt, und dass es darum geschah, dass wir so fest an ihm hielten, so fleißig es nach allen Seiten hin bearbeiteten, so feurig es verteidigten gegen jeden Angriff und jede Verkennung. Dann wird es offenbar werden, dass bei der Philologie unter der oft kalten, starren und teilnahmslosen Hülle immer ein warmes Herz geschlagen hat, ein Herz nicht bloß glühend von Begeisterung für die schöne Vergangenheit, sondern auch empfänglich für die Leiden der Gegenwart und schwermüthig nach den Freuden der Zukunft. Einstweilen aber, bis der goldene Tag der Freiheit anbricht, dem wir alle mit schmerzlicher Sehnsucht entgegensehen, bis es uns möglich ist, unsere Wissenschaft in das Leben einzuführen, können wir wenigstens für unsere Person diese Aufgabe erfüllen, wir können und müssen sie einführen in unser eigenes Leben, wir müssen durch dieses zeigen, wie unsere Wissenschaft frei macht und wahrhaft fromm, wir müssen es beweisen dadurch, dass wir neben dem treuen Aufbau unserer Wissenschaft teilnehmen an den Schmerzen und Hoffnungen der Gegenwart, wir müssen und wollen der Humanität, als deren Priester wir gelten wollen, nicht bloß Psalmen singen, sondern sie auch üben in unserem Leben.

Aber die Philologie bietet auch eine Seite, wo sie schon jetzt sich nützlich für das Leben beweist. Unsere ganze geistige Existenz, unsere ganze Bildung wurzelt nun einmal im klassischen Altertum und zieht daraus noch fortwährend Nahrung; wer daher ein Gebildeter werden, die Bildung der neueren Zeit sich selbst zum freien geistigen Eigentum machen und sie nicht bloß papageienhaft sich aneignen will wie ein *Coman's voyageur*, der kann sich den Weg durch das Altertum nicht erlassen. Zwar für den ordinarsten Bedarf genügt immerhin das kunstmäßige Erlernen der vaterländischen Sprache, wiewohl wir im Interesse dieser ein Bedauern nicht unterdrücken können, und fürchten, es möchte die Liebe zu derselben nicht sehr fördern, wenn man an ihr erst das Mechanische, Technische des Denkens, Sprechens und Schreibens, gleichsam die Fingerübungen lernen soll; aber für den, der geistig frei und edel, der nicht

bloß ein Handwerker und „Burger“, sondern ein Mensch werden will, für den wird in alle Zeit das Altertum ein unerschöpflicher und unerschöpflicher Born sein. Man kann auch zu Hause, ohne dass man die Mauern der Vaterstadt jemals verlässt, ein leidlich brauchbarer und gewandter Mensch werden; aber wer geistige Sicherheit bekommen soll, einen größeren Gesichtskreis und eine allseitig abgerundete Bildung, den schickt man hinaus in die Fremde, dass er in dem neuen Elemente denken, vergleichen und kritisieren lerne. Dazu aber reichen die neueren Sprachen bei weitem nicht zu; eben als neuere sind sie für uns Neueren viel zu wenig fremd, sie stehen uns zu nahe, sind uns zu verwandt als dass wir durch sie genötigt würden alle Kräfte unseres Geistes anzustrengen, um uns durchzuschlagen. Werft den Schüler frisch hinein in das kühle Element, dass er sich wehren muss, um nicht unterzusinken; mag er auch anfangs zappeln, ein müssig tüchtigerer Schwimmer wird er werden. Überdies ist es doch weit natürlicher und befruchtender, auf die Quelle selbst zurückzugehen, aus der die später geborenen Völker und Sprachen nicht nach bloßem Zufall, augenblicklichem Bedürfnis und Gefühle geschöpft haben, und bei ihr nun mit klarem Bewusstsein und bestimmter Erkenntnis dessen, was nothut, einen geisterfrischenden Trunk zu thun. Eine nur realistische, nur auf die unmittelbaren Zwecke des Lebens berechnete Bildung verhält sich zu der humanistischen wie Brot zu anderer Kost. Man kann sich auch an Brot sattessen, aber wer möchte es! Mit Recht sagt die Schrift: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Das Brot ist etwas Gesundes, Nahrhaftes, aber allein genossen macht es stumpf; es stillt nur den Hunger, es füllt nur den Magen, aber der Gaumen, die spirituelleren Verdauungswerkzeuge haben nichts davon. Andererseits freilich kann man auch des Guten soviel thun: selbst Rebhühner können verleben, wenn man nichts anderes zu essen bekommt, so dass man verdriesslich anspricht: toujours perdrix! Es muss daher beides verbunden sein; aber wie unter kultivierten, verfeinerten Völkern das Brot zwar immer unentbehrlich bleibt, aber im ganzen doch zurücktritt, so wird auch die rein materielle Bildung vor der allgemein menschlichen in den Hintergrund treten bei einem geistig angeregten Volke, und die klassischen Studien werden daher so lange in Ehren bleiben, als noch höheres geistiges Interesse unter der Menschheit

ist und so lange das Altertum in geistiger Bedeutsamkeit nicht überboten ist von irgend einem anderen Teile der Vergangenheit.

Wenn ich nach allem diesem für die Philologie mehr Beachtung, Interesse und Studium in Anspruch nehmen zu dürfen glaube, als auf dieser Hochschule ihr seit längerer Zeit zugewendet wird, so geschieht es in der That nicht aus irgend welchen persönlichen Gründen, sondern in der Erkenntnis und festen Überzeugung, dass die Philologie wirklich mehr Interesse verdient, und dass ihre bisherige hiesige Stellung in ganz zufälligen Verhältnissen ihren Grund hat, die nicht mehr lange dauern können und auf deren Abänderung auch schon vielfach gedacht wird, dass vielmehr ganz besonders wegen der gegenwärtigen Stellung der Philosophie und Theologie zum Leben und zum Staate ein erhöhtes philologisches Studium von größtem Nutzen für die einzelnen wie für das Ganze sein würde. Was mich selbst betrifft, der ich mich zur Förderung dieses Studiums neben den bereits dazu vorhandenen Männern anbiete, so verhehle ich mir nicht die große Schwierigkeit meiner neuen Stellung, sowenig als ich die Vorteile derselben verkenne. Ich finde das Vorteilhafte meiner Stellung darin, dass ich Ihnen den Jahren nach nahestehe, daher Ihre Gesichtspunkte und Bedürfnisse noch in guter Erinnerung habe und in bezug auf das Technische noch keine ganz ausgeprägten Eigentümlichkeiten, noch keine angewöhnte Methode besitze, daher auch in dieser Beziehung allen begründeten Wünschen zugänglich bin; ich will mit Ihnen und durch Sie lernen. Andererseits aber kenne ich die vielen und großen Schwierigkeiten meiner Lage. Der Sinn für historische Studien ist mehr erst zu wecken, als dass man an einen vorhandenen anknüpfen könnte; zu sehr ist zu befürchten, die nach Resultaten drängende Ungeduld möchte Mängel und Fehler, die ich mir etwa aus Mangel an Routine zu schulden kommen lasse, als eine Bestätigung der früheren, immer noch nicht gründlich ausgerotteten ungünstigen Vorurteile auffassen und über einzelne Unvollkommenheiten das Ganze verwerfen. Endlich ist sehr hinderlich die Verschiedenheit der Ansprüche, indem die einen bloße Mitteilung von Resultaten, eine ästhetische, dilettantische Behandlungsweise, andere eine strenger wissenschaftliche Methode verlangen werden. In allen diesen Beziehungen muss ich Sie um Ihre wohlwollende Nachsicht und Ihre vertrauensvolle Offenheit bitten; die

Ungleichheit der Ansprüche bin ich dadurch zu vermitteln wenigstens bemüht, dass ich in meinen Vorlesungen vorzugsweise die erste Haltung, der Mittheilung der Resultate, anzustreben gesonnen bin, so jedoch, dass ich Weiterstrebenden nähere Auskunft zu geben jederzeit bereit bin, und namentlich alle, welche sich ernstlicher für Philologie interessieren, freundlichst einlade, an einer wöchentlichen Gesellschaft teilzunehmen, welche eben die gegenseitige philologische Förderung zum Zwecke hätte und so organisiert wäre, dass darin einmal die neuesten litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft besprochen würden; sodann wäre darin ein griechischer oder römischer Schriftsteller von den Teilnehmern auf eine gründliche Weise und allenfalls in lateinischer Sprache in grammatischer und sachlicher Hinsicht zu erklären; endlich könnten vielleicht darin ausgearbeitete Aufsätze aus diesem Gebiete besprochen werden. Sehr erwünscht wäre es mir auch, wenn meine Herrn Zuhörer es über sich gewönnen, statt eine Interpretation vom Katheder anzuhören, was gar zu leicht ermüdend wird, lieber selbstthätig zu verfahren und wenigstens abwechselnd die Interpretation übernehmen. Doch dazu ist vor allem Ihr Vertrauen nötig, und ich kann daher nur wiederholt und angelegentlich Sie um dieses bitten und meinerseits Ihnen die Versicherung geben, dass mein unablässiges Bestreben sein wird, dasselbe zu verdienen oder zu rechtfertigen.*

Angekündigt zwar hatte er, wie üblich, in jedem Semester zwei Kollegien; allein da er schon im ersten Semester, Juni 1845, die sehr geschäftreiche Mitredaktion der Real-Encyclopädie übernahm, zudem die äußeren Verhältnisse ihn nötigten, einen großen Teil der Zeit und Kraft auf sonstige litterarische Arbeiten zu verwenden, — was er in einer Eingabe einmal offen aussprach, worüber ihm dann, pharisäisch genug, von seiten der Fakultät Vorhalt gemacht wurde —, so musste er sich auf eine einzige Vorlesung beschränken und ließ durch Ankündigung von zweien sich und den Studenten noch einige Auswahl. Die Teilnahme der letzteren war ermutigend, indem die Zahl der Zuhörer in den ersten Semestern 8 bis 14 betrug, dh. ungefähr ein Drittel aller überhaupt philologische Vorlesungen hörenden, oder 10 % der Angehörigen der philosophischen Fakultät, die aber fast alle angehende Theologen waren. Wir fügen



noch weiter, gleichfalls nach der Statistik der Universität Tübingen (herausgegeben vom k. statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1877), besonders S. 151, hinzu, dass in den vierziger und im Anfange der fünfziger Jahre die Zahl der für Oberklassen Geprüften sich bewegte zwischen 0 und 9; in zwölf Jahren waren darunter zusammen 6 Philologen, alle übrigen Theologen, evangelische und katholische. Auf diese Verhältnisse zurückzukommen wird sich später noch Gelegenheit bieten.

War nun der äußere Erfolg der ersten Semester verhältnismäßig befriedigend, so war der junge Dozent doch weit entfernt zu glauben, mit den bisherigen Leistungen ein Ziel bereits erreicht zu haben. Von einem Abschlusse in irgend welcher Beziehung, und wäre es auch nur in bezug auf den äußerlichen Vortrag gewesen, wusste er sich noch weit entfernt. Dies war ihm umso klarer, je fester er ein ganz bestimmtes Ziel ins Auge gefasst hatte. Über dieses spricht er sich (1847) so aus. „Das letzte Ziel meiner Bestrebungen ist Reproduktion des klassischen Altertums durch die Mittel der heutigen philologischen Wissenschaft für die Zwecke der heutigen Geschichtswissenschaft und weiterhin der heutigen Bildung. Daraus würde sich der Gang meiner weiteren akademischen Thätigkeit ergeben. Im philologischen Seminar wäre ich bemüht, vorzugsweise jene Mittel zur Anschauung und Übung zu bringen; die Zwecke in immer weiterem Umfange zu verfolgen wäre Aufgabe der Vorlesungen. Von der Litteraturgeschichte bin ich ausgegangen, weil sie als erste und wesentlichste Grundlage und Quelle für die Darstellung des antiken Geistes und zugleich als die adäquateste Form der Verwirklichung desselben von doppelter Wichtigkeit ist. Sie nach ihrem ganzen Umfange selbständig durchzuarbeiten, habe ich mir als nächstes Ziel gesetzt. Daneben würde ich die verschiedenen anderen Darstellungsformen des antiken Geistes, insbesondere die Staaten und ihre Geschichte, das öffentliche und häusliche Leben der Alten, ihr Recht, ihre Religion und Kultur nacheinander in den Bereich meiner Vorlesungen ziehen.“ So schreibt der kaum mehr als Sechszwanzigjährige im Vollgefühl seiner Kraft; und dass es nicht bloß große Worte sind, das beweist dasjenige, was er für die Real-Encyclopädie auf den verschiedensten Gebieten geleistet hat. Diese Thätigkeit hatte teils zur Voraussetzung, teils zur Folge eine gewisse Übersicht und Beherrschung des Gesamtgebietes

der klassischen Philologie, besonders Kenntnis der philologischen Litteratur in weitester Ausdehnung.

Zunächst jedoch erfahren jene weitausschauenden Pläne einen Aufschub. Nachdem nämlich Prof. Tafel in den Ruhestand getreten war, hoffte Teuffel an dessen Stelle eine außerordentliche Professur zu erhalten. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung, dagegen wurde am 31. März 1847 dem „Lehramtskandidaten Dr. Teuffel“ eröffnet, dass er zum Hilfslehrer an Klasse VII und VIII (Sekunda) des k. Gymnasiums in Stuttgart auf unbestimmte Zeit, aber in jederzeit widerruflicher Weise mit 600 fl. Gehalt bestellt sei und seine Stelle am — 6. April anzutreten habe. Ob er sich nach dem Fehlschlagen jener weitergehenden Hoffnung um diese Verwendung beworben hat, können wir nicht feststellen, jedenfalls war sie ihm in doppelter Beziehung sehr wertvoll: einmal wegen der für einige Zeit wenigstens festen, wenn auch geringen Einnahme; sodann aber lernte er nun in eigener Lehrthätigkeit den Betrieb und die Bedürfnisse der Schule auf den höheren Altersstufen kennen, und so wurde es möglich, dass er mit seiner Lehrweise während seiner ganzen akademischen Thätigkeit mit der Schule weit mehr in Fühlung geblieben ist, als dies sonst wohl der Fall zu sein pflegt. Übrigens, was ausdrücklich bezeugt wird und als nicht eben selbstverständlich hervorgehoben zu werden verdient, hütete er sich sorgfältig, die Art des akademischen Vortrages an das Gymnasium herüberzunehmen; er bemühte sich, heißt es von ihm, zweckmäßig und fasslich vorzutragen und durch Nachdruck und Güte die Schüler in Ordnung zu halten. Namentlich in letzterer Beziehung fühlte er sich durchaus als Lernender, und gestand, vielleicht mehr Milde und Nachsicht zu üben, als pädagogisch weise sei; offenbar indem er sein eher zum Gegentheil neigendes Naturell zu bemeistern suchte. Die Aufrechterhaltung von Ordnung und Eifer mag in jener Zeit für einen jungen Lehrer besonders schwierig gewesen sein, und wir glauben es gerne, dass infolge der durch die politischen Vorgänge herbeigeführten häufigen Unterbrechungen des Unterrichtes auf zwei oder drei Tage ein Nachlassen des Eifers selbst bei fleißigen Schülern zu bemerken war.

Beim Unterricht im Deutschen, das neben Latein und Griechisch seinen Lehrauftrag bildete, verwandte er anfangs viel Mühe und Sorgfalt

auf den freien mündlichen Vortrag, kam aber bald davon ab, weil er sich überzeuete, dass diese Altersstufe dafür wenig geeignet sei, vollends bei unserem in dieser Beziehung besonders schwerfälligen Volkstamme. Da er sich aber andererseits bewusst war, auf diesem Gebiete etwas leisten zu können, so erbat und erhielt er die Erlaubnis, an der obersten Klasse den deutschen Unterricht übernehmen zu dürfen. Um aber auch an Sekunda die Pflege des Deutschen nicht ganz zu verlieren, verwandte er, recht im Gegensatz zu dem bei uns so verbreiteten Misbrauche, andere Stunden dem Latein zu opfern, das lateinische Extemporale zugleich zu Übungen im deutschen Stil, durch geflissentliche Vergleichung mit dem abweichenden lateinischen. Wenn er sodann sagt, in jenen Stunden habe er die Schüler darin geübt, scheinbar große Schwierigkeiten mit Leichtigkeit zu überwinden, indem er sie dazu angehalten habe, von modernen Begriffen den Inhalt sich vollständig klar zu machen, so sehen wir ihn schon hier das Verfahren anwenden, das er später bei den Stilübungen im philologischen Seminar mit solcher Meisterschaft übte. — Auch sonst begnügte er sich nicht damit, bei dem Hergebrachten zu bleiben; so machte er den Versuch, statt wie üblich gleichzeitig einen Prosaiker und einen Dichter, immer nur einen Schriftsteller zu lesen, was ja manche leicht einzusehende Vorteile bietet, und womit er befriedigende Erfahrungen gemacht zu haben scheint. Auch über einen anderen Punkt des Lehrplanes machte er eine jedenfalls beachtenswerte Bemerkung. Livius, meinte er, nehme im Lehrplane des Gymnasiums nicht die seiner pädagogischen und künstlerischen Bedeutung entsprechende Stellung ein, weder was die Zeit, noch was den Umfang seiner Lektüre betreffe. Bei der Mannfaltigkeit und dem Anziehenden des Stoffes, der Wärme der Behandlung und der Schönheit der Sprache würde er selbst dann nicht ermüden, wenn er drei Semester hindurch je fünfständig gelesen würde, und zwar nach Sallust, der bei der Abgeschlossenheit und Durchsichtigkeit des Gegenstandes und der Einfachheit der Satzfügung besser an Cäsar sich anschließen würde. Außerdem sei Livius zur Übung des deutschen Stiles, was ihm immer besonders am Herzen lag, weit geeigneter; zuehlich sei er viel schwereriger und abwechslungsreicher und biete viele überraschende Parallelen mit der Gegenwart, erfordere also reifere Schüler als ihn gewöhnlich zu lesen pflegen: — ge-

wiss beherzigenswerte Worte, wenn man bedenkt, dass bei uns die Glanzpartien des Lävianischen Geschichtswerkes in Tertia gelesen werden.

Die Stellung am Gymnasium gab ihm erwünschte Gelegenheit, eine wissenschaftliche Abhandlung erscheinen zu lassen, über homerische Theologie und Eschatologie (wiederabgedruckt in den „Studien und Charakteristiken“, 2. Auflage S. 73 bis 115), worin die zu Münden Fragen mehr nachgewiesen als schon beantwortet wurden.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1848 ließen auch ihn natürlich nicht unberührt. Aber in diesen Zeiten, die manchem älteren die Besonnenheit raubten, trat der jugendliche, leidenschaftliche Mann auf die Seite der Gemäßigten und schloss sich dem „Vaterländischen Verein“ an, der sich wie in anderen Städten Deutschlands, so auch in Stuttgart gebildet hatte und bestand aus Mitgliedern der altliberalen Partei, überhaupt Männern besonnenen Fortschrittes, welche verhindern wollten, dass durch überstürztes Vorgehen alle Errungenschaften des Jahres wieder in Frage gestellt und so die Reaktion begünstigt werde. Eine gewandte und scharfe Feder war von großem Werte, und so wurde Teuffel, der diese Eigenschaften schon genügend bewiesen hatte, Schriftführer des Vereines und mahnte als solcher stets zu Mäßigung und Besonnenheit, ohne Scheu und unbekümmert um den Erfolg. Diese Thätigkeit verschaffte ihm auch die Ehre, in Dingelstedts „Lanterne“ durch Wort und Karikatur vorberichtet zu werden.

Ob es mit dieser politischen Thätigkeit des einen der beiden Hilfslehrer — der andere, für Griechisch, Französisch und Mathematik, war Dr. Fuchs, jetzt Ephorus des evangelisch-theologischen Seminars Urach — im Zusammenhang stand, wüsste ich nicht zu sagen, genug, im Juni 1849 beantragte die ständische Finanzkommission, welche die bis dahin provisorisch aufgebrachtten 1200 fl. nun auf ein Jahr zu genehmigen hatte, den Posten zu streichen, wofür geltend gemacht wurde, dass das philologische Studium in Zukunft möglicherweise an Teilnehmern sehr verlieren könnte, dass manche auswärtige Gymnasien (dh. die übrigen württembergischen, außer dem Stuttgarter), nicht gehörig besucht seien, dass das letztere schon an einer zu hohen Zahl von Parallelklassen leide. Umsonst wies Teuffel in seiner gewohnten scharfen, ja zum Teil sarkastischen Weise auf die

Fadenscheinigkeit und Widersinnigkeit dieser Gründe hin, sowie auf das tatsächlich vorhandene Bedürfnis, — der Posten wurde gestrichen, und so kehrte er, in mancher Hinsicht ungerne, wieder nach Tübingen zurück, zunächst als Privatdozent, was er sich seinerzeit vorbehalten hatte, schon am 19. Juli 1849 jedoch wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Diese Ernennung war einseitig vom k. Ministerium aus erfolgt ohne Mitwirkung des akademischen Senates, daher dieser zur Wahrung seines Rechtes lebhaft Einsprache erhob, welche übrigens gegen die Person des Ernannten nicht gerichtet war, auch ohne weitere Folgen blieb. Glanzpunkt war die Stellung freilich nicht, mit ihren 300 fl., vollends wenn man bedenkt, dass auf große Zuhörerschaft nicht zu rechnen war für einen Extraordinarius, an dessen Tüchtigkeit zwar niemand zweifelte, der aber, um es kurz herauszusagen, weder Mitvorstand des philologischen Seminars, noch Mitglied der Prüfungskommission war. Um daher zu einer, keineswegs bloß in materieller Beziehung, ursprünglichen Thätigkeit zu gelangen, erbat er sich die Leitung von einzuführenden wissenschaftlichen Arbeiten im Seminar zu übernehmen, was jedoch abgelehnt wurde mit dem naiv klingenden Bemerkten, die Zöglinge des philologischen Seminars streben weniger nach höherer Philologie als nach dem nächsten Ziele, das Präzeptoratsexamen zu bestehen; daher wurde es für ganz natürlich gehalten, dass dieselben zu derartigen Arbeiten keine Lust hätten. Indes wurde es ihm freigestellt, schriftliche Arbeiten Vorgerückterer zu leiten, aber allerdings außerhalb des Seminars. Dies geschah dann 1850, im folgenden Jahre wurde er vorläufig, zwei Jahre nachher ständig beteiligt an den Übungen des Seminars, neben Walz und Schwogler. Während er dem ersteren schon seit Jahren, und ganz besonders infolge der Mitredaktion der Real-Encyclopädie, nahestand, so konnte dagegen er und der nur anderthalb Jahre ältere Schwogler in mancher Beziehung als Nebenbuhler gelten, zumal da die beiderseitigen Gebiete nicht scharf geschieden waren. Indessen hatte Touffal, wie wir schon wissen, von Anfang an die Litteraturgeschichte, griechische wie römische, als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtet; und wie wenig durch jene wissenschaftliche Rivalität die persönlichen Beziehungen getrübt wurden, das zeigte sich bei Schwoglers frühem, plötzlichem Tode (6. Januar 1857), von welchem Touffal aufs tiefste erschüttert

wurde; und wie müßlos er auf den Strebengenossen blickte, davon ist ein schönes Zeugnis der Nekrolog, den er dem früh vollendeten widmete. Dessen Wesen und Thätigkeit konnte er umso eher verstehen, da er in dem eigenen Wesen gar manche Ähnlichkeit mit dem seinigen finden mußte, wie auch der äußere Lebensgang beider ähnlich war. — Dem jüngeren der beiden Kollegen folgte der ältere sehr bald im Tode nach (5. April 1857), so dass augenblicklich Teuffel der einzige Vertreter der Philologie an der Tübinger Hochschule war. Am 4. September wurde er nun zum ordentlichen Professor befördert, neben dem bisherigen Oberstudienrat Hirzel, welcher erster Vorstand des Seminars wurde, nachdem in der Zwischenzeit Teuffel dieses Amt vorläufig versehen hatte.

In Ermanglung eines Archäologen von Fach fiel diesem die Vorstandschaft der archäologischen Sammlung zu, in welcher Eigenschaft er, ohne sich jemals den Anschein eines Fachmannes zu geben, auf Erweiterung der Sammlung bedacht war; so veranlasste er zB. die Anschaffung des schönen Abgusses des Sophokles im Lateran, sowie die Herstellung eines Abgusses der sogenannten Tuxschen oder Tübinger Bronze, als Ehrengabe an Fr. von Thiersch zu dessen fünfzigjährigem Doktorjubiläum (18. Juni 1858). Die neun Seiten Text umfassende lateinische Glückwunschschrift war von Teuffel verfasst und rühmte die mancherlei Verdienste Thierschs in beherzten Worten, so dass Weleker, dem jener Abguss und Adresse gleichfalls schickte, darauf schrieb: „Ihre Adresse hat mich gefreut nicht bloß des Gegenstandes und der behaglichen Ausführlichkeit an sich wegen, sondern auch darum, weil ich sehe, wie viel freie Stimmung Sie bei und neben Ihren zusammenhängenden Arbeiten sich erhalten können.“ Über jene Bronze heißt es in dieser Schrift: „Tu (Thiersch) cum ante aliquot decennia in nostro oppido commoraretis et omnia academiae nostrae instituta diligentissime inspiceretis, etiam antiquarium nostrum, tum quidem plerisque nostrum plane ignotum, tibi voluisti aperiri et ex tenebris sordibusque protraxisti egregiam illam ac stili antiquitate conspicuam aurige imaginem aeneam, quam cum Gräneisculus noster Amphiarai conspisset esse effigiem, F. Th. Weleker rectius a Batone denominandam docuit.“

Der Sitte gemäß hatte Teuffel vor dem Eintritt in den akademischen Senat eine Antrittsrede zu halten, zu deren Gegenstand er wählte

„die Hauptrichtungen in der heutigen klassischen Altertumswissenschaft“ (4. März 1858). In demselben trat deutlich hervor, dass er selbst keiner „Schule“ angehörte, daher er sich klar war über die Mängel und Einseitigkeiten der verschiedenen Richtungen, wie er andererseits bestrebt war, ihre Vorzüge sich anzueignen und in sich zu vereinigen. „Es ist das Schicksal aller Schulen, indem sie in ihrer Mitte eine Tradition bilden, die den in sie Eintretenden führt und fördert, zugleich eine gewisse Enge des Gesichtskreises zu begünstigen, eine Selbstgenügsamkeit und Unbilligkeit, einen Geist der Kameraderie, welcher nur das, was die eigene Livree trägt, anerkennt und für das, was außerhalb des geweihten Kreises steht, entweder gar kein Auge hat oder nur Vorurteil und vornehmes Herabsehen.“

Seine Auffassung des philologischen Studiums und der philologischen Wissenschaft in fruchtbarer Weise zur Geltung zu bringen hatte er jetzt reichliche Gelegenheit, vollends als er erster Vorstand des Seminars geworden, nachdem im Jahre 1864 Hirzel, an welchem er stets einen treuen und zuverlässigen Kollegen und Freund gehabt hatte, von der ordentlichen Professur zurücktrat, um das Rektorat des Tübinger Gymnasiums zu übernehmen. Aber auch abgesehen von jener dienstlichen Stellung und schon vorher galt er sowohl als der erste Vertreter der philologischen Wissenschaft, dass man von ihm, als im Jahre 1859 der alte Prälat K. L. Roth zu lassen begann, die Änderung erzählte: „Gottlob, ich bekomme jetzt Konkurrenz!“ Doch war diese Konkurrenz ohne irgend welchen Einfluss, und da außerdem Teuffels Nebenmänner wechselten, er aber blieb, so hat im Laufe der Jahrzehnte die gesamte Philologie in Württemberg ihr Gepräge von ihm erhalten. Wir werden nachher noch näher hierauf eingehen müssen, bei der Erörterung seiner Lehrthätigkeit, hier aber verweilen wir noch einen Augenblick bei der äußeren Entwicklung des philologischen Studiums.

Im Jahre 1853 verlangte das k. Ministerium von den Lehrern des philologischen Seminars die Ausarbeitung eines Lehrganges der Philologie, auf die hieszulande üblichen vier Jahre verteilt; in der Ausführung jedoch, an der auch Teuffel wesentlich beteiligt war, wurde das Triennium zu Grunde gelegt und zugleich der Entwurf einer neuen Prüfungsordnung ein-

gereicht, unter Hinweis darauf, dass ein solcher Lehrgang zwecklos sei, solange die Studierenden sich nicht veranlasst sehen denselben einzuhalten. Da die Angelegenheit der Prüfung für das höhere Lehramt noch immer nicht in befriedigender Weise geordnet ist, so dürfte eine Mitteilung der wichtigsten Punkte jenes Entwurfes von Interesse sein.

Die Prüfung, heißt es in demselben, ist eine doppelte: eine wissenschaftliche, an der Landesuniversität zu erstehende vor einer aus Universitätsprofessoren und Schulmännern zusammengesetzten Kommission, — und eine praktische, zu erstehen in Stuttgart vor den Mitgliedern des Studienrates unter Zuziehung eines Rektors oder Gymnasiallehrers. Die wissenschaftliche Prüfung ist teils mündlich teils schriftlich, und ihr Gegenstand sind sowohl die allgemeinen Disziplinen (Religion, deutsche Grammatik und Literaturgeschichte, Universalgeschichte, Geographie, Philosophie, Logik), als besondere Fachwissenschaften, nämlich: 1) klassische Altertumswissenschaft, nach ihrer formalen und ihrer realen Seite, also schriftliche Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische und Griechische, mündliche und schriftliche Erklärung eines griechischen und eines römischen Schriftstellers, schriftliche Ausarbeitungen und mündliche Prüfung in Grammatik, Literaturgeschichte, politischer Geschichte, Altertümern, Mythologie, Kunstarchäologie, Geschichte der Philologie. 2) Mathematik und Naturwissenschaften. 3) Neuere Sprachen. 4) Hebräisch.

In den allgemeinen Disziplinen haben sämtliche Aspiranten auf höhere Lehrstellen irgend welcher Art eine Prüfung zu bestehen.

Ein Gesamtzeugnis I. Klasse befähigt für Oberklassen (Seminarium), ein solches II. Klasse für die Klassen des Mittulgymnasiums nk.; dasjenige III. Klasse für die unteren Gymnasialklassen und für Lateinschulen.

Die für geprüft erklärten Kandidaten werden geeigneten Lehranstalten zugewiesen, um sich unter Leitung der betreffenden Vorstände selbstthätig im Lehrerberufe zu üben, und zwar mindestens ein Jahr, mit angemessener Staatsunterstützung.

Nach Ablauf dieser Übungszeit ist die praktische Prüfung zu erstehen. Deren Gegenstände sind: schriftliche Ausarbeitungen aus dem Gebiete der Pädagogik, Methodik und Schulgesetzgebung; mindestens einen halben Tag lang fortgesetzte Lehrproben am Gymnasium in verschiedenen

Klassen und Unterrichtszweigen; Kolloquien über das Ganze des Lehrerberufes.

Kandidaten, welche ausschließlich auf niedere Lehrstellen aspirieren, können auch fernerhin dem sogenannten Präzeptoratsexamen nach ein- bis zweijährigem Universitätsstudium sich unterziehen.

Diese letzte Bestimmung kennzeichnet sich deutlich als Kompromiss mit den bestehenden Verhältnissen und sollte offenbar nur den Übergang zu der neuen Ordnung erleichtern. — Dieser Entwurf fand jedoch keine Genehmigung, wohl aber wurden in der Folge die Statuten des philologischen Seminars umgearbeitet, 1854 und in den folgenden Jahren. Noch ein weiteres Zugeständnis wurde gemacht. Bis dahin nämlich waren an den Prüfungen für das höhere Lehramt ausschließlich Gymnasiallehrer, nicht aber die Lehrer der Hochschule beteiligt gewesen, und die ersteren hatten auf diese Weise eine Art von Kooptationsrecht ausgeübt, während die akademischen Lehrer ganz ohne Einfluss waren: ein Zustand, der auf die Dauer unmöglich haltbar war. Vielleicht lag in dem Umstande, dass Hirzel Mitglied des Studenrates gewesen war, der Grund, warum jetzt (1857) er und Teuffel auf ihr Verlangen zu diesen Prüfungen gezogen wurden, während zB. der Lehrer der Geschichte und derjenige der deutschen Sprache damit zurückgewiesen wurde.

Wie Teuffel stets und in erster Reihe die Heranbildung von Lehrern als seine Aufgabe ansah und sich seines Zusammenhanges mit der Schule immer bewusst blieb, so war er immer wieder bemüht, beim Publikum Klarheit zu schaffen über die Aufgabe des Gymnasiums, und auch heute noch ist es nicht überflüssig zu wiederholen, worauf er im Schwäbischen Merkur 1863, Nr. 257 hinwies, dass das Gymnasium im Unterschiede von den Fachschulen die Aufgabe habe, nicht eine bestimmte Menge von Fachkenntnissen und speziellen Fertigkeiten den Schülern beizubringen; sondern durch Erlernung der alten Sprachen soll es die Fähigkeit klar und richtig zu denken und das Gedachte klar und richtig darzustellen, wecken und bilden, wozu weiterhin durch die klassische Lektüre Schärfung und Veredlung der ästhetischen Urteilskraft zu treten habe.

Hiermit ist zugleich auch der Standpunkt bezeichnet, den er zwei Fragen gegenüber einnahm, welche scheinbar freilich von sehr verschiedener



Tragweite waren, in Wirklichkeit aber beide das innerste Wesen des Gymnasiums berühren: wir meinen die lateinische Komposition (anderwärts auch als *Exercitium*, *Scriptum*, *Stilübung* bezeichnet), und das Realgymnasium.

In welcher Weise früher bei uns die lateinische Komposition betrieben und in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes gestellt wurde, brauche ich nicht ausführlich darzulegen, umso weniger, als auch heute noch genug davon übrig geblieben ist; ich erinnere nur daran, dass für die wöchentliche Rangordnung der Schüler ausschließlich eine lateinische Klassenarbeit den Maßstab zu liefern pflegt, wodurch oft Illusionen erweckt werden, die am Ende des Semesters oder Schuljahres grausam zerstört werden. Angekämpft gegen jene Bevorzugung war freilich schon vielfach worden; da glaubte, am Ende der sechziger Jahre, der damalige Direktor des Oberstudienrates, Binder, einen entschiedenen Schritt thun zu sollen. Den äußeren Anstoß dazu gaben Thesen, welche Köchly über den Unterricht in den alten Sprachen aufgestellt hatte und von welchen eine lautete: „Die Schreib- (und Sprech-)übungen in beiden alten Sprachen haben lediglich den Zweck, die Sicherheit in der Grammatik und die Leichtigkeit der Lektüre zu unterstützen“, eine andere: „Das Ziel der lateinischen Schreibübungen besteht darin, dass der Abiturient... ein deutsch stilisiertes, jedoch nach Inhalt und Ideenkreis dem Altertum nicht fernstehendes Übungsstück... nicht nur ohne Grammatikfehler, sondern auch ohne eigentliche Germanismen in eine einigermaßen lateinische Form umzugestalten im stande ist“, womit freilich Köchly offenbar das mindestens zu Verlangende bezeichnen wollte. Von den württembergischen Gymnasien nun wurde eine gutachtliche Äußerung verlangt über eine wesentliche Herabsetzung der Anforderungen in der lateinischen Komposition; der Erlass sowie der Begleitvortrag ist abgedruckt im Korrespondenzblatt für G. u. R.-Sch. Württ. 1869, S. 1 bis 27, die gutachtlichen Äußerungen sind (von Binder) besprochen in Masius Jahrb. 106 (1872) S. 7 bis 20. Mit Stillschweigen ist dort nun aber übergangen eine Besprechung der Angelegenheit, die freilich nicht verlangt worden war, nämlich die von Teuffel, bei Masius 1869, S. 113 bis 126 („Zur Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg“). Dort wird in unbarmherziger Weise die



völlige Haltlosigkeit des ganzen Standpunktes aufgedeckt, auf den sich der Leiter der Studienbehörde gestellt, dargelegt, dass es sich lediglich um ein Zugeständnis an die Trägheit handle, dass die scheinbaren statistischen Nachweise ganz trügerisch seien. „Was für einen Schatz unsere humanistischen Anstalten an dem Übersetzen ins Lateinische und Griechische besitzen, das zeigt nichts deutlicher als was der Erlaß an der Stelle jener vorzuschlagen weiß“, nämlich Umformen poetischer Erzählungen in Prosa, „Imitationen“, welche den Jesuitenschulen entnommen sind, Retroversionen und Exzeptionen, bei welchem gerade das Bildendste, das Ringen mit dem deutsch ausgedrückten Gedanken, wegfalle. Für die an sich berechnete Erweiterung der Lektüre zB. Lukian, Tibull, Persius, Juvenal, Martial zu nennen sei widersinnig, überhaupt die ganze Maßregel weit über das Ziel hinauschießend. — Noch in demselben Jahre (1869) erschien im Korrespondenzblatt S. 115 bis 124 von Binder eine weitere Äußerung über diesen Gegenstand, worin sich Ansichten finden wie diese: die klassische Philologie sei nicht für die Schule zu brauchen, weil sie in stätigem Fortschritte begriffen sei. „Es dürfte geraten sein, in der Schule einen ziemlich vernachlässigten Zweig mit Einsicht und Hingebung zu pflegen, die Antiquitäten, die wohl für die obersten Klassen einen vollen Ersatz für die Kompositionsübungen bieten und den klassischen Unterricht in angemessener Weise abschließen würden“. „Die Frage wird über kurz oder lang so zu stellen sein, ob nicht den Schülern zuerst die Grammatik der Muttersprache allein beigebracht, und dann erst, nachdem sie an ihr einen Schlüssel zu grammatischem Verständnis anderer Sprachen erlangt, mit dem Lateinischen begonnen werden sollte.“ „Es ist doch wohl an der Zeit, dass wir mit Ernst daran gehen, die sprachliche Ausbildung unserer Jugend in der Muttersprache zum eigentlichen Ziel unserer humanistischen Lehranstalten zu machen.“ Dass in solchen Anschauungen Teufel „den oberflächlichsten Dilettantismus“ erblickte, wird uns nach dem Dargelegten nicht allsehr wundern, und bemerken wollen wir noch, dass ihm von allen Seiten Dank und Anerkennung zuteil wurde für diese Verteidigung der Sache des Gymnasiums.

In dem ganzen Vorgehen sah er im Grunde nur ein Zugeständnis an das widersinnige, aber im Publikum vielfach gebegte Verlangen, das

Gymnasium solle die Einrichtungen der Realschule annehmen, dabei aber doch fortwährend Namen und gute Wirkungen eines Gymnasiums behalten, — ein Verlangen, dem schon allzuviel nachgegeben worden sei durch die Einführung der sogenannten Barbarenklassen am Stuttgarter Gymnasium, aus welchem bekanntlich das Realgymnasium hervorgegangen ist. Schon 1855 hatte Teuffel wie sein Freund und Kollege Hirtzel gegen diese Art von Parallelklassen sich ausgesprochen, „Das Gymnasium als Vorschule der Universität ist eine der Säulen von dem, was man allgemeine Bildung nennt. Es ist System darin, wenn man von dieser Säule Stein um Stein ablöst. Was brauchen die Staatsdiener „allgemeine Bildung“? Sie sollen die Gesetze handhaben und die Befehle vollziehen, die man an sie erläßt; was weiter geht, ist vom Übel. Nur diesen Sinn kann es haben, wenn man die Anforderungen in allgemeiner Bildung, welche man an die künftigen Oberamtsmänner und Regierungsräte macht, auf ein Minimum herabgesetzt hat.“

Wie nun das Realgymnasium als selbständige Anstalt geschaffen wurde und der akademische Senat sich zu äußern hatte über den Entwurf der Bestimmungen für die dort zu haltende Abgangsprüfung, da wurde Teuffel betraut mit der Erstattung des Berichtes; in diesem beantragte er unter einstimmiger Billigung des Senates, dass aus dem Entwurfe („das Absolutorium berechtigt zum Studium der Philosophie, Naturwissenschaften . . .“) das Wort Philosophie gestrichen werde, da an der württembergischen Landeshochschule, anders als z. B. in Preußen, die kanonistischen und naturwissenschaftlichen Fächer eigene Fakultäten bilden, folglich in dem Entwurfe nur das Fachstudium der Philosophie gemeint sein müsse, und andererseits die Hochschule nicht wünschen könne, dass dazu jemand zugelassen werde, der Platon und Aristoteles nicht anders als in einer Übersetzung lesen könne. Diese Äußerung, gegen welche schwerlich viel sich wird einwenden lassen, fand dann im Programm jener Anstalt 1871/72 eine Darstellung, die Teuffel berechtigte zu dem Ausrufe: „Sollte man für möglich halten, dass dies geschrieben würde ganz wenige Stunden von dem Ort entfernt, wo ich nun fast drei Jahrzehnte lebe und wirke!“

Aber dass die ganze große Zahl der Schüler, die er im Laufe der Jahre gebildet, ganz anders von ihm dachten, das trat hervor als er im

Jahre 1875 von Sr. Majestät dem König mit dem Kronenorden ausgezeichnet wurde, nachdem er schon 1873/74 das akademische Rektorat bekleidet hatte, in besonders herzlicher Weise aber bei einer ihm veranstalteten Feier im November 1874. Damals ahnte von den alten und jungen Schülern, die durch Wort und Schrift ihre Glückwünsche mit dankbarem Herzen ihm darbrachten, sicherlich keiner, dass seine Kraft schon hinsank zum Grabe, niemand auch, nur er selbst, als er Ende September 1876 als erster Vorsitzender die Tübinger Philologenversammlung mit Energie, Ausdauer und Gewandtheit leitete und trotz aller Präsidentengeschäfte lebhaft an den Sektionsverhandlungen sich beteiligte. Seine Eröffnungsrede, über die Geschichte der klassischen Philologie in Württemberg überhaupt und in Tübingen insbesondere während der letzten sieben Jahrzehnte (Verhandlungen S. 1 bis 7) bildet in vielen Punkten eine Ergänzung und Erklärung des hier Dargelegten. Bei dem Jubelfeste der Hochschule, 1877, war es dagegen schon sehr deutlich, dass seine Gesundheit tief erschüttert war, und gewiss hat es mancher Teilnehmer mit Wehmut bemerkt, wie Teuffel dem Festakte in der Aula im bürgerlichen Gewande eine Zeit lang anwohnte, weil er der Anstrengung der ganzen Feierlichkeit nicht mehr gewachsen war. Schon seit Jahren hatte er als dasjenige seiner Organe, welches am meisten gefährdet sei, das Gehirn erkannt, und das Augenübel, welches sich einstellte, und schließlich das Nierenleiden, seine letzte Krankheit, stand vielleicht im Zusammenhange mit der Angegriffenheit des Gehirns; aber was er als traurigstes Schicksal befürchtet hatte, Gehirnweichung, das sollte ihm erspart bleiben: in der Frühe des 8. März 1878 machte ein sanfter Tod seinem arbeitsreichen Leben ein Ende.

Im Jahre 1871 schrieb er, beim Durchlesen seines Aufsatzes über Schwegler (Beilage der Allg. Zeitung 1858, Nr. 331; wieder abgedruckt in der ersten Auflage der „Studien und Charakteristiken“ S. 503 bis 515) sei ihm oft der Gedanke gekommen, er habe hier seine eigene Geschichte geschrieben; und er hat dabei, neben anderen Ähnlichkeiten, gewiss auch daran gedacht, dass auch ihm die Anstrengung der geistigen Thätigkeit ein frühes Ende bereiten werde. In der That hat er eine ganz außerordentliche Energie der Arbeit entwickelt, durch welche die Kräfte des Organismus, falls sie nicht ungewöhnlich widerstandsfähig waren, vor der

Zeit aufgebraucht werden mussten. Den Gegenständen und Ergebnissen der literarischen Thätigkeit, deren erste Früchte wir schon oben erwähnt haben, wenden wir uns nunmehr zu.

Seit 1845 hatte er, zuerst neben Waib, später allein, die Redaction der Real-Encyclopädie, und zwar begann seine Mitwirkung bei dem Artikel Iuppiter; die zweite Auflage des ersten Bandes redigirte er allein. In der Vorrede zu Band IV und zu VI, 2, sowie im Nachworte zu I hat er sich ausführlich über diese Thätigkeit geäußert, daher wir uns hier auf Weniges beschränken. Der Schulmann Pauly hatte das Werk ursprünglich für die Zwecke der Schule angelegt, die Nachfolger waren bemüht, es immer mehr zu einer gültigen Darstellung des gegenwärtigen Standes der Altertumswissenschaft zu erheben. Dadurch wurde dann eine Umarbeitung des ersten Bandes notwendig, dessen Umfang sich nun mehr als verdoppelte. Die wichtigsten Beiträge Touffels sind folgende. 1) Historische und antiquarische: Aelii, Aemilii, Annil, Antistii, Antonii, Aquillii, Asinii, Atii, Atilii, Aufidii, Aurelii, Babii, Bassi, Brutii (P), und in Bd. IV bis VI: Iunii, Licinii (teilweise), Ligarii, Livii, Lollii, Luccellii, Lucretii, Mallii, Manii, Marcii, Marii, Memmii, Messenii, Minucii, Mucii, Mummii, Munatii, Octavii, Pompeii, Porcii, Quintii, Sergii, Servilii, Volusii na. — Iulianus, Iustinianus, Iustinus, Licinius, Maiorianus, Maximinus, Octavianus, Tiberius, Vespasianus, Vitellii, Ulpianus Traianus. — Bathyllus (P), Cynthis, Hermogenes, Hiero d. ält., Ierinus, Licinus, Menodorus, Narses, Nomentanus, Pantolabus, Paris (Mime) na. — Ἄγις, Annulus, Baculum, Βαλλόμενος, Bibliotheca, Braccus (P), Inferi, Lais, Lana, Lectica, Lectus, Mendici, Mense, Nuptia, Pauperes, Postwesen, Precos, Saltatio (teilweise), Scioidium na. — Ithaca, und periodisch zur Aushilfe Mythologie, wie Ixion, Iynx, Menelaus, Nestor, Peleus, Penelope, Penthesilea na. 2) Griechische Litteraturgeschichte: Aeschylus, Agatho, Alcæus, Alcman, Alexis, Anacron, Antiphones, Aristophanes, Bacchylides, Byzantini (P), und in Bd. III bis VI: Eubulus, Iambographi, Melici, Pisan, Pindarus, Procopius, Sappho, Stesichorus, Theognis, Thrasymachus, Tyrtæus, Volkslied, Xenophanes. 3) Römische Litteraturgeschichte: Afranius, Alfenus Varus, Annales, Apicius, Appuleius, Asconius, Asinius Pollio, Ateius Capito, Atellane, Atticus, L. Attius, Ausonius, Boethius, Bucolici (P), und in Bd. II bis VI: Chorus,

Fabula, Q. Horatius Flaccus, Hortensius, Juvenalis, Livius Andronicus, Luellius, Lucretius, Martialis, Naevius, Ovidius, Persius, Petronius, Propertius, Sallustius, Satira, Tacitus, Tibullus, M. Tullius Cicero, Virgilius, Volklied. — Sodann nennen wir den Abschluss der älteren Metzlerschen Sammlung von Übersetzungen, sowie die Redaktion und Umarbeitung der „Klassiker des Altertums“ (Stuttgart, Metzler 1853 ff.), worüber er in der Vorrede zur ersten Auflage der „Stud. u. Charakt.“ sagte: „Ich habe beiderlei Arten von Übersetzen, besonders aber das metrische, in früheren Jahren eifrig betrieben, teils weil das künstlerische Gestalten in der Muttersprache für mich einen Reiz hatte, teils weil ich in dem Ringen nach möglichst zutreffender Wiedergabe des fremden Originals und der dadurch herbeigeführten Nötigung, sich alle Färbungen des Inhaltes und der Form klarzumachen, die geeignetste Vorarbeit für die litterarhistorische Behandlung der betreffenden Schriftsteller erkannte.“ Es sind die Übersetzungen von des Aristophanes Wolken, Persius, Tibull, Horaz Ars poetica; sodann Platons Republik, Hyperides, Lucian, Ciceros Orator und Brutus, Livius und der Dialoge des Tacitus; außerdem Catull und Juvenal in Gemeinschaft mit W. Hertzberg in Elbing, später in Bremen, mit welchem ihn von da an bis zu seinem Ende eine innige Freundschaft verband. Der Briefwechsel, den er mit Hertzberg führte, gab ihm mehrfach Gelegenheit, über sich selbst und seine Thätigkeit sich zu äußern, was er sonst sehr selten that. Einige solche Äußerungen mögen hier eingeschaltet werden. „Es ist mir nicht entgangen, wie viel Verwandtschaft unsere beiderseitige Richtung hat. Wir gehören beide zu einer philologischen Schule, welche zwar den Buchstaben in gebührendem Respekte hält und sich in dessen vollständigsten Besitze zu setzen sucht, aber bei demselben nicht stehen bleibt, sondern zum Geiste unermüdetlich vorzudringen bemüht ist und das Wesentliche und Bleibende vom Vergänglichen und Wortlosen zu unterscheiden versteht.“ — „Dass Sie mich auf die Felder der Exegese und Litteraturgeschichte verweisen, hat mich höchlich überrascht, — deswegen weil es mit meinen stillen Wahrnehmungen auf frappante Weise übereinstimmt. Ich glaube, dass der Grund davon in dem Umstande liegt, dass ich von der Natur mit einer ziemlichen Dosis der Fähigkeit, mich in andere hineinzuversetzen, ausgestattet worden bin, so dass mir in früheren Jahren schon

hänge wurde, wer denn ich selbst sei.“ — „Wenn man als Übersetzer bleibt was man ist und nicht völlig unter- und aufzugeben sucht in dem Originale, so wird man mit aller Qual nur sich selbst reproduzieren.“ — Die gemeinsame Arbeit mit Hertzberg, dem so gewandten Übersetzer auf den verschiedensten Gebieten, veranlasste oft lebhaftere Auseinandersetzungen über grundsätzliche Fragen, besonders auch darüber, ob etwas als „deutsch“ zulässig sei oder nicht, wobei sich dann begreiflicherweise der Unterschied zwischen Nord und Süd fühlbar machte. — Mit Horaz beschäftigten sich, wie erwähnt, die Erstlingsschriften, außerdem eine große Anzahl von Rezensionen und Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften, über deren wichtigste die Römische Literaturgeschichte Auskunft giebt. Im Jahre 1852 besorgte er die Herausgabe von W. E. Webers Übersetzung und Erklärung der Satiren des Horaz (Stuttgart, Metzler), und er that dies umso lieber, als er, wie er in der Vorrede sagt, dem Dichter vor zehn Jahren einigermaßen Unrecht gethan hatte. War hier seine eigene Thätigkeit nur beschränkt, so war dagegen eine fast vollständig eigene Arbeit die Vollendung der Kirchner'schen Satirenausgabe, nämlich der Kommentar zum zweiten Buche (Leipzig, Teubner 1857). Einen Kommentar zu Horaz zu verfassen, sagt er in der Vorrede, wäre ihm ohne äußeren Anlass nicht leicht eingefallen, da er die Beflissenheit anderer so groß sah und er selbst um Geschäfte und Aufgaben anderer Art nichts weniger als verlegen war. Die durch Halm veranlasste Aufforderung kam ihm daher nicht eben erwünscht; allein die Liebe zu Horaz überwog alle Bedenken. Über sein Verfahren im allgemeinen sagt er in der Vorrede: „Ganz und gar fremd ist mir diejenige Weise zu denken und zu fühlen, welche über jede von der eigenen abweichende Ansicht als über Bothätigung von Unvorstand oder auch von persönlicher Feindschaft kühn fährt. Ebenso frei aber weiß ich mich von der Fesslung des eigenen Urtheils, welche Autoritäten folgt statt die Gründe abzuwägen.“ Schon vorher war erschienen die lateinische Ausgabe der Wolken des Aristophanes (Leipzig, Teubner 1856; 2. Auflage 1863), welcher 1867 eine deutsche Ausgabe folgte (2. Auflage, besorgt von Kähler, 1887), nachdem 1866 eine solche von den Persern des Äschylos erschienen war (2. Auflage 1875, 3., besorgt von Wecklein, 1886). — alles gewissermaßen Vorarbeiten zu

der geplanten Griechischen Literaturgeschichte, ebenso das Aechylosprogramm (1861) und dann später die „Übersicht der platonischen Literatur“ (1874), welche ausgesprochenermaßen eine Probe derselben sein sollte. Ebenso war schon 1865 ein Programm über Cäcilus Statius, Paucinus, Attius, Miranius als Probe der Römischen Literaturgeschichte erschienen, welches im „Lobangehenden Kreise“, zu dem Teuffel zu gehören sich nicht rühmen konnte, eine Besprechung fand, die ihm das Fortarbeiten an der RLG. auf einige Zeit verleidete, wie er an Hertzberg schrieb. Der genauere Plan derselben stand noch keineswegs fest; eine Zeit lang dachte er an ein dreihändiges Werk, durch welchen Plan er sich aber so eingeengt fühlte, dass er ihn wieder umstieß. Vorläufig erschien 1863 das Programm „Über Ciceros Leben und Schriften“, 1868 „Über Horaz“, und in demselben Jahre „Über Sallustius und Tacitus“, 1869 „Die Hauptprosaiker der augusteischen Zeit“; die Rektoratsrede 1874 „Die horazische Lyrik und ihre Kritik“ bildete in erweiterter Gestalt die Begründungsschrift der Tübinger Philologerversammlung, was wir gleich hier erwähnen. Im Jahre 1868 wurde die erste Lieferung der schon lange mit Spannung erwarteten Römischen Literaturgeschichte (Leipzig, Teubner) ausgegeben, und das Werk fand solchen Anklang, dass es gleich nach vollständigem Erscheinen vergriffen war („es geht ab wie die warmen Semmeln“ meinte Hirsch). „Dem Werke“, schrieb Teuffel an Hertzberg, liegen zwanzigjährige Vorarbeiten zu Grunde. Ich war so vernünftig beizustimmen zu erkennen, dass die Literaturgeschichte ein meines Kräften zuzugendes Arbeitsfeld sei, und demgemäß von Anfang an auf dieses Ziel hinzuarbeiten und womöglich immer alles so einzurichten, dass ich es dereinst für den Druck gebrauchen konnte. So hoffe ich, wenn ich am Leben und gesund bleibe, nicht nur die römische, sondern auch die griechische Literaturgeschichte zu bearbeiten, und ich bin wahrhaft froh, dass ich für den ganzen Rest meines Lebens eine ausgiebige Arbeit vor mir habe. Das Buch ist nicht nur für Philologen bestimmt, sondern zugleich auch für Historiker, Juristen, Theologen und für jedermann, der sich auf dem betreffenden Gebiete rasch orientieren will.“ Die Vorzüge desselben, übersichtliche, durchsichtige Behandlung des ungeheuren Stoffes, wissenschaftliche Zuverlässigkeit, Vollständigkeit und zweckmäßige Einrichtung, gedrängte

und schöne Darstellung, richtiges und geschmackvolles Urteil. — alle diese Vorzüge sind bekannt und anerkannt, denn das Buch gehört sozusagen zum notwendigsten Handwerkszeug eines jeden, der sich irgendwie mit römischer Litteratur beschäftigt. Und dass diese Eigenschaften dem Buch erhalten bleiben, dafür bürgt die sachkundige und gewissenhafte Fortführung durch Schwabe. Die zweite Auflage erschien 1872, die dritte 1874, die vierte, besorgt von Schwabe, 1882. — Endlich hat Tenffel sehr zahlreiche größere und kleinere Beiträge geliefert zu einer ganzen Reihe von Zeitschriften: Rheinisches Museum, Philologus, Jahns Jahrbücher, Schmalz's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Zeitschrift für die Altertumswissenschaft, Deutsche Jahrbücher, Jahrbücher der Gegenwart, Zeitschrift für österreichische Gymnasien, Korrespondenzblatt für Gel.- u. R.-Schulen Württembergs, Ergänzungsblatt bzw. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Morgenblatt — diese und noch manche andere Zeitschriften enthalten Beiträge von ihm. Eine Auswahl aus denselben, sowie ein Teil der erwähnten Programmsabhandlungen und eine Anzahl litterarhistorischer Arbeiten, welche in einer Art von Versteck sich fanden, als Einleitungen zu den Übersetzungen, welche von den meisten Philologen grundsätzlich ignoriert werden, ist abgedruckt in den „Studien und Charakteristiken“, Leipzig, Teubner, 1871; eine 2. Auflage mit teilweise verändertem Inhalt ist soeben (1889) erschienen. Dieselbe hat den Anlass gegeben zur Abfassung zwar nicht einer Charakteristik seiner wissenschaftlichen Leistungen, denn dazu wären andere mehr berufen und das Material dazu liegt vor jedermanns Augen, wohl aber eines Lebensabrisses, umso mehr als die öffentlichen Blätter, welche sogar rein lokalen Größen ausführliche Nekrologe zu widmen pflegen, seinerzeit auf das Notdürftigste sich beschränkt haben und überhaupt das Andenken Tenffels durch die besonderen Verhältnisse beeinträchtigt worden ist. — Seine Stellung den eigenen Arbeiten gegenüber bezeichnete er in der Vorrede zu diesem Buche in folgender Weise: „Bei allem, was ich in diese Sammlung aufnahm und der Art wie es geschah, hat mich der Gedanke geleitet, dass von dem Individuum aufbewahrens-wert nur das sei, was es objektiv Richtiges oder doch wenigstens für andere Anregendes zu stande gebracht hat, dass aber die Form in der dies, unter dem Einflusse zufälliger Umstände oder persönlicher Entwicklung,

ursprünglich geschah, für Mit- und Nachwelt wenig Interesse habe. Ich habe daher niemals Bedenken getragen, eine Behauptung, die mir unrichtig oder zweifelhaft schien, zu streichen oder abzuändern, einen minder passenden Ausdruck durch einen geeigneteren zu ersetzen, und habe selten nötig gefunden, die Verschiedenheit von der ursprünglichen Fassung eigens bemerklich zu machen.* Erwähnt sei noch, dass er die griechische Literaturgeschichte im Vereine mit einer Anzahl von Fachgenossen, aber so, dass er die Oberleitung gehabt hätte, bearbeiten wollte, ein Plan, der durch Touffels allzu frühen Tod vereitelt wurde, ohne irgend ein Teil davon zur Ausführung gekommen war.

Wenn wir erst an zweiter Stelle Touffels Thätigkeit als Lehrer besprechen, so geschieht dies keineswegs weil er selbst etwa diese Stelle ihr zugewiesen hätte; im Gegenteil, er betrachtete dies stets als seine Hauptaufgabe, und zwar hatte er dabei den künftigen Lehrer in erster Linie im Auge, nicht den künftigen Gelehrten. In den Vorlesungen, wenigstens von der Zeit an, wo er sich in seinen Stoff vollständig eingearbeitet hatte, was zB. bei denen über Literaturgeschichte erst allmählich geschehen konnte, war er bemüht ein Ganzes zu geben, nicht etwa bloß eine Einleitung oder ein Bruchstück einer solchen. In Anführung von einschlagender Litteratur war er viel sparsamer als sonst wohl üblich; Citate, die nur besitzen kann wenn eine reich ausgestattete Universitätsbibliothek zur Verfügung steht, trug man aus seinen Vorlesungen nicht nach Hause. Was er bot, war übersichtlich geordnet, scharf ausgeprägt, bestimmt und kurz gefasst. Dementsprechend war auch der Vortrag klar und lebendig, aber frei von allem rhetorischen Prunke. In den exegetischen Kollegien, zB. bei der Erklärung des Aristophanes, liebte er es, beim Vortrage der dialogischen Teile in charakteristischer Weise die verschiedenen Personen zu unterscheiden, wodurch die einzelnen Szenen viel Anschaulichkeit gewannen. Ganz besonders eigentümlich war die Art, wie er mit seiner vollklingenden Stimme die lyrischen Teile zu rezitieren pflegte. Auf dem Gebiete der Rhythmik und Metrik empfand er sehr lebhaft den Mangel an musikalischer Begabung, trotzdem aber wusste er den Gegenstand klar und gründlich darzustellen. „Mein bisschen Kenntnisse und Fertigkeiten, schrieb er hierüber einmal an Hertzberg, habe ich erst allmählich und

durch mich selbst erwerben müssen; denn hierzulande war das früher eine terra incognita. Umso mehr lasse ich mir's angelegen sein, die nachwachsende Generation in dieser Beziehung nach Kräften zu schulen'. — Die ersten, schon oben erwähnten, Vorlesungen bildeten bei seiner planvollen Arbeitsweise gewissermaßen den Grundstock zu den späteren Hauptvorlesungen, über römische und griechische Literaturgeschichte, deren jede er im ganzen zehnmal in verschiedenem Umfange hielt. Auch über die griechischen Altertümer las er einmal. In exegetischen Vorlesungen, von deren Behandlungsweise die Ausgaben der Perser und der Wolken ein Bild geben können, behandelte er wiederholt den Aristophanes, denjenigen Dichter, dem er besonders geistesverwandt war und den er gerne als den genialsten Vertreter des reinsten Attizismus rühmte. Von seinen Vorgängern hatte er das Verfahren überkommen, zwei Schriftsteller zusammenzunehmen, so Wolken und Gastmahl, bzw. König Ödipus, Frösche und Perser, bzw. Hippolyt. Eine derartige Zusammenfassung war ja allerdings durch genügende Gemeinsamkeit des stofflichen Mittelpunktes hinreichend gerechtfertigt, und sie hatte namentlich in den thatsächlichen Verhältnissen in Tübingen, mit welchen gerechnet werden mußte, ihren Grund, aber es konnte doch nur geschehen auf Kosten der wissenschaftlichen Behandlung; daher gab er später dieses Verfahren auf und erklärte je für sich Stücke von Aristophanes, Äschylos, Sophokles, Euripides, Platons Symposion und Politela, in früheren Jahren auch Prodar. Unter den Römern bevorzugte er den Horaz, den er im ganzen siebenzehnmal behandelte und zwar je die einzelnen Dichtungsarten für sich, einmal auch die Ars poetica in Verbindung mit dem Dialog des Tacitus; sodann Plautus, Juvenal, Tibull, Persius, einige Schriften von Cicero und Tacitus. — Zu einer Vorlesung über Encyclopädie und Methodologie hatte er den Stoff gesammelt, auch über Gymnasialpädagogik zu lesen hatte er im Sinne, kam aber für sich wieder davon ab und veranlasste den Gym.-Prof. Bender (jetzt Rektor in Ulm) dazu und wusste trotz des Widerstrebens mancher Kollegen das Zustandekommen dieser Vorlesung durchzusetzen. Dass er aber überhaupt eine solche Absicht haben konnte, darin spricht sich deutlich genug seine Stellung zum Gymnasium aus; noch mehr aber war dies der Fall bei der Art, wie er das philologische Seminar leitete.

Man darf wohl sagen, ein philologisches Fachstudium hat sich in Tübingen erst zu Teuffels Zeiten gebildet. Vorher — und bis auf den heutigen Tag ist es noch nicht völlig anders geworden — konnte man philologischer Lehrer aller Grade werden, ohne irgend welche philologische Vorlesung gehört, ohne den Fuß in das philologische Seminar gesetzt zu haben, und auch die höhere Prüfung für philologische Lehrer war derart, dass man nur das im Gymnasium oder niederen theologischen Seminar Gelernte aufzufrischen hatte, um sogar glänzend zu bestehen. Gegen diese Zustände hatte un. schon von seiner Antrittsrede an Wals — zum „gefügten Worte“ ist bei uns geworden der Satz derselben, das Grunddogma der württembergischen Glaubenslehre sei, dass ein Stifter, und vollends gar ein Stiftsrepetent, alles von selbst verstehe — und mit und nach ihm Teuffel gekämpft, aber nur sehr allmählich war es gelungen, die Philologie aus ihrer Unterordnung unter die Theologie, welche ihren wichtigsten Verteidiger hatte an K. L. Roth, zu befreien, dem philologischen Fachstudium eine selbständige Stellung zu erringen. Wir verweisen hierüber auf die oben erwähnte Eröffnungsrede der Tübinger Philologenversammlung, besonders S. 4 L. der Verhandlungen. Unter diesen Umständen musste in den früheren Zeiten das philologische Seminar ein kümmerliches Dasein führen: konnte doch sogar noch 1858 die Studienbehörde dessen Aufhebung vorschlagen. An eine Ausführung dieses Planes war freilich schon jetzt im Ernste nicht mehr zu denken, vielmehr wurden schon im folgenden Jahre die Statuten des philologischen Seminars endgültig festgestellt, wobei auch Teuffel mitwirkte, wie später (1874) bei ihrer Durchsicht, so dass dieselben auch seine eigene Auffassung von der Aufgabe dieser Anstalt wiedergeben. Dieselbe dient, wie es ausdrücklich im Eingange heißt, der Heranbildung von Lehrern der höheren und niederen Gelehrtenschulen, und damit war schon eine wesentlich andere Einrichtung bedingt, als sie sich anderwärts findet, wo die aktiven Mitglieder tatsächlich Aspiranten eines akademischen Lehrstuhles sind, zu dem sie freilich meist auf dem Umwege über das Gymnasium gelangen: ein Verhältnis, dessen Gefahren für die Schule nahe genug liegen. Zur Voraussetzung hat es ein ausgebildetes Fachlehrerwesen: dass in Württemberg weit mehr das Klassenlehrersystem herrscht, damit mag es zusammenhängen,

dass die „Überbürdungsklagen“ seinerzeit hierzulande in der Hauptsache — imitiert waren. Jener Zweck des philologischen Seminars nun, der Schule zu dienen, beeinflusste und bestimmte den ganzen Betrieb der Übungen desselben, der einigermaßen der Unterrichtsart an Prima eines Gymnasiums glich. Es gab bis in die letzten Jahre der Wirksamkeit Teuffels, wo dann diese Neuerung eingeführt wurde, ohne dass jedoch die Sache viel dadurch gewonnen hätte, keinen Wechsel von Referent und Korreferent, sondern die Mitglieder wurden zur Interpretation aufgerufen, ohne dies vorher zu wissen. Der gelehrte Apparat, der dabei verwendet wurde, war sehr bescheiden. Schon die große Zahl der Teilnehmer, deren es in den sechziger Jahren zB. 30 bis 40, später noch mehr waren, hätte einen mehr gelehrten, vielleicht darf man sagen modernen Betrieb nicht empfehlenswert gemacht. Trotz, vielleicht auch wegen dieser schlichten Art des Verfahrens aber lernte man methodische Interpretation, überhaupt methodisches Arbeiten, wenngleich von Methode wenig gesprochen wurde, und auch die Textkritik wurde keineswegs vernachlässigt. Auch die Wahl der Schriftsteller entsprach dem ganzen Geiste der Behandlung: da sie nicht lediglich als Gegenstand der wissenschaftlichen Bearbeitung dienen sollten, so waren es solche, welche der angehende Lehrer vor allem kennen und erklären lernen muss, und von diesen kamen nicht bloß geringfügige Stückchen zur Behandlung, sondern größere Abschnitte, was umso eher möglich war, als nur deutsch gesprochen wurde. Über diesen Punkt äußerte er sich so: „Vom Sprechen in einer toten Sprache lässt sich nicht wohl ein anderer Nutzen erwarten, als dass man dadurch des betreffenden Sprachschatzes in einem größeren Umfange Meister werde; denn was beim Lateinschreiben hinzukommt, dass man dadurch sich in Beziehung setzt zu der Gesamtheit der gelehrten Welt, das fällt beim Lateinsprechen begreiflicherweise weg. Jener Nutzen ist wahrlich nicht gering anzuschlagen; nur aber stehen ihm in diesem Falle Nachteile gegenüber, welche vielleicht noch bedeutender sind. Das Lateinsprechen der Mitglieder eines philologischen Seminars wird gar zu leicht auf Kosten der eigentlichen Interpretation, welche doch die Hauptsache ist, erfolgen, oder auf Kosten der Sprachreinheit und Sprachfeinheit, oder auch auf Kosten beider. Entweder nämlich hält der Lehrer ernstlich auf ein reines Latein:

dann werden der Unterbrechungen so viele sein, dass ein Zusammenhang und Überblick des Ganzen zur Unmöglichkeit wird; oder er tritt nur den schwereren Verstößen entgegen: dann wird beim Lernenden der Sinn für die feineren Nuancen des Ausdrucks abgeschwächt und abgestumpft, er gewöhnt sich allmählich das nur nicht Verpönte für erlaubt zu halten, und der Stil leidet in dem Verhältnis als die Fertigkeit zunimmt. Gewahren wir doch bei nur allzuvielen Lehrern, jungen wie alten, eine bedenkliche Unkenntnis oder Gleichgültigkeit in bezug auf die feineren Unterschiede der Synonymik: um wie viel größer wird diese Gefahr sein bei den Schülern, welche in der augenblicklichen Not des Sprechens mit allem zufrieden sein werden, was sich ihnen darbietet. Obgleich bedarf bei einem Volkstamme wie dem unsrigen der Fluss der Beredsamkeit nicht auch noch einer künstlichen Hemmung. Aus allen diesen Gründen wird es gerechtfertigt erscheinen, dass in den Statuten des hiesigen Seminars das Lateinischreden nirgends gefordert wird, sondern an seine Stelle lateinische (und griechische) Stilübungen gesetzt sind. Durch diese wird der Vorteil erreicht, welchen das Lateinischreden bieten kann: Bewusstwerden des Sprachschatzes, Einleben in die Eigentümlichkeiten der Sprache; die Gefahren des Lateinischredens aber werden dadurch vermieden, der Sinn für die feineren Sprachschattierungen bei gewissenhafter Behandlung dieser Übungen geweckt und geschärft, am Ringen mit den Schwierigkeiten erstarkt die Kraft und Gewandtheit, und über die Verschiedenheiten der fremden und der Muttersprache wird eine weit klarere Erkenntnis herbeigeführt als auf dem anderen Wege jemals möglich wäre.⁴ Diese Stilübungen nun, die übrigens auch im Griechischen angestellt wurden, betrieb er mit ganz besonderer Virtuosität, und sicherlich jeder, der etwa mit einem gewissen Verdruße von der Schule her an diese Übungen herantrat, ist durch die Art, wie Teuffel sie zu leiten wusste, bekehrt worden. „Die scharfe Analyse, schreibt ein älterer Schüler von ihm darüber, die er mit dem Texte vornahm, und die unerbittliche Logik, die das Unwesentliche von dem Wesentlichen schied und den Kern des Gedankens herauschälte, erweckte in dem Teilnehmer an diesen Übungen das angenehme Gefühl, dass es ihm das nächstenmal ebenso gelingen werde, eine Illusion, die zugleich verlöge, wenn man die neue Aufgabe vor sich hatte, und wie-

dehnam, wenn sie von Teuffel besprochen wurde. Aber solange man seinen klaren Auseinandersetzungen folgte, verschwand jede Schwierigkeit und die richtige Übersetzung ergab sich scheinbar von selbst; aber freilich nur für einen Mann, dem durch eine umfassende Lektüre für jeden Gedanken der entsprechende Ausdruck zur Verfügung stand.* Die im Druck erschienenen Vorlagen und Übersetzungen (Freiburg, Mohr, 1887) haben denn auch allgemeinen Beifall gefunden, selbst da, wo man noch immer den lateinischen Aufsatz für die Blüte und Krone des lateinischen Gymnasialunterrichtes hält und daneben nur Extemporalien mit Anlehnung an die Lektüre gelten lassen will. — Für die Seminarmitglieder bildeten eine weitere Übung, zugleich eine Gelegenheit zum freien — schriftlichen — Gebrauche der lateinischen Sprache die wissenschaftlichen Arbeiten, deren Leitung, wie diejenige der anderen Übungen, unter den Vorständen der Reihe nach wechselte. Teuffel pflegte dabei eine Anzahl von Themen aus den verschiedensten Gebieten der Philologie^{*)} zur Auswahl zu stellen, mit Angabe der notwendigen Hilfsmittel; die gelieferten Arbeiten gab er genau korrigiert und kritisiert zurück; erst in seinen letzten Jahren wurde die Einrichtung getroffen, dass ein Seminarmitglied die Arbeit zum Honorar erhielt. Bei diesem Verfahren war nicht wohl möglich, was freilich überhaupt durch die bestehenden Verhältnisse ausgeschlossen war, dass ein Seminarmitglied auf ein eng begrenztes Arbeitsgebiet seine ganze Thätigkeit gewandt, etwa Einzeluntersuchungen angestellt hätte innerhalb des vom Lehrer bearbeiteten Gebietes, also der Literaturgeschichte. Mit seinen Vorarbeiten auf diesem Felde hatte Teuffel einen Stoff dazu unter den Händen, welcher für Generationen hingereicht hätte und in vorzüglicher

*) v. R. F. A. Wolff de *Insularum de origine carminum Homericorum sententia exponitur ac discutitur. In scholis Venetiis A. quo ad librum Iliadis aliquos adnotatur ad eum quodque auctores referuntur. R. Westphali de *Prophetis Ameyti trilogia epica exponitur ac discutitur. Xenophontis qui fertur Iliades de re publica Atheniensium quae videtur habere auctorem. Vitruvii Lucrugi et Scribae a Platone scripturum qui sint Iudaei expantur. Prologi plerisque fabulae Plautinae praepositi Ispaniae auctores poetarum habent auctores quatuor. Cuius scilicet etiam etiam ratio in eius reliquis ceterisque fabulis exponitur. Quatuor editiones discrepantes per aliquos Horatii carminum Ibris haec perpenduntur, et et quae ad rem lectio et quae medicinae inter se ratio apparet. De inscriptione sacra secundum inscriptiones Delphicas repertis editis agitur, De Clivio populi Attici albanensis ductore. De non auctori Homericis. Perfecti Latini variorum sententiae enumerantur et illustrantur.**

Weise dazu angethan gewesen wäre, in das philologische Schaffen einzuführen. So aber hatten seine Schüler kaum eine Ahnung von dem gewaltigen Umfange seiner Studien, die er nachher in seiner Römischen Literaturgeschichte niedergelegt hat. Er selbst empfand die Ungunst dieser Verhältnisse tief und schmerzlich. „Ich erkenne vollkommen klar, schrieb er an Hertzberg, dass unter den gegebenen Umständen eine Wirksamkeit, bei der etwas mehr herauskäme als von Zeit zu Zeit ein Buch, hier unmöglich ist.“ Was aber ihn persönlich angeht, so ist ein Punkt nicht außer acht zu lassen. Teuffel selbst war, wie wir gesehen haben, so gut wie ohne Anleitung oder Fachschulung das geworden, was er war, nicht von einer „Schule“ oder einem einflussreichen Meister war er getragen worden, hatte missliche Verhältnisse mancher Art mit eigener Kraft zu überwinden gehabt: darf es uns da so sehr wundern, dass er nun auch seinerseits dem selbständigen Streben des jüngeren Geschlechtes vertraute, mehr vielleicht als zweckmäßig war? Wo er aber bei einem Schüler ein solches Streben bemerkte, da begünstigte er es in seiner Weise und hegte für solche auch auf ihrem späteren Lebenswege ein lebhaftes Interesse. Aber er that es in seiner Weise: die Art des Verkehrs mit seinen Schülern war nicht das, was man lebenswürdig nennt, ja wo er Trägheit und Gleichgültigkeit zu bemerken glaubte, da fehlte es an scharfem Tadel nicht, wie er denn überhaupt mit drastischen Worten nicht oben zurückhielt. Auch seine Zufriedenheit sprach er nicht leicht ohne Einschränkung aus, war aber andererseits bereit, auf einen Gedanken einzugehen und seinen Wert ernstlich zu prüfen, war also von vornehmthumendem Absprechen sehr weit entfernt. Diese Eigentümlichkeiten traten namentlich auch bei den Prüfungen für das höhere Lehramt hervor. Bei den schriftlichen Arbeiten, wo er infolge seiner Vielseitigkeit gelegentlich an gar verschiedenen Fächern beteiligt war, schonte er sich, wie ein Mitbetheiliger sagt, nicht, auch bei einzelnen kleinen Mängeln die höchsten Zeugnisse zu geben. Dabei besaß er die Gabe einer klaren Unterscheidung, seine Stufenleiter ging von den obersten bis zu den untersten Noten, im Gegensatze zu der sonst häufigen Sitte, alles in ein paar mittlere Zeugnisse zusammenzudrängen. Bei der Beurteilung der Lehrproben merkte man wohl, dass er einst auch selber in der Schule thätig gewesen war,

Mit seinem Urteile trat er sehr rasch hervor, blieb aber nicht eigensinnig dabei stehen. Im sogenannten Kolloquium fragte er kurz und bündig: kamen „gute“ Antworten, so zeigte er Befriedigung und Wohlwollen im Gesichte, auch wohl in einem kurzen Worte, während dagegen vorschuldeter Unwissenheit ein herbes Wort nicht erspart blieb.

Einem norddeutschen Freund und Fachgenossen gegenüber bezeichnete Teuffel einmal als seine „kitzlichste Stelle“ sein schwäbisches Stammesgefühl, bei einer Gelegenheit, wo er glaubte, es sei von jemandem auf die „dummen Schwaben“ spekuliert worden; so rühmte er andererseits ganz ausdrücklich von Max Duncker, dass er sich über Tübingen und Württemberg niemals geringschätzig geäußert habe; denn nichts verletze und empöre so sehr wie dies die Einheimischen, auch wenn sie durchaus nicht borniert eingenommen seien für die Zustände der Heimat. Jenes Stammesgefühl hatte er, wie er die Stammeseigentümlichkeiten, und zwar in hervorragendem Maße, besaß. Freilich seine Redegewandtheit dürfen wir nicht hierher rechnen, auch sein ganzes lebhaftes Temperament war nicht spezifisch schwäbisches Erbe, wohl aber mehrere Gemüts- und Charaktereigenschaften, so die vielgenannte und noch mehr missverstandene „Gemütlichkeit“, in der sich schon so mancher Neuling schwer getäuscht gesehen hat. Auch Teuffel war dem noch Fremden gegenüber zurückhaltend, beobachtend, ja misstrauisch, und erst wenn er sich überzeugt hatte, dass er auf Verständnis und Vertrauenswürdigkeit rechnen dürfe, erschloss er sich, dann aber auch mehr als dies andere, namentlich Angehörige anderer Stämme, zu thun pflegen; und dass er hier keinen Unterschied des Stammes machte, das beweisen Namen wie Hertzberg, Köchly, O. Jahn, M. Hertz, Fleckstein und anderer, welche ihm nahestanden. Eine gewisse Verwundbarkeit, die er selbst an Schwegler bemerkte, war auch ihm selbst nicht fremd, aber Eitelkeit war eine ihm unbekante Schwäche, und wenn dies eines Beweises bedürfte, so würden einen unwiderleglichen liefern die Randbemerkungen in den an ihn gerichteten Briefen bei Stellen, welche auf jene Eigenschaft berechnet zu sein schienen. Aber das wohlberechtigte Bewusstsein von dem, was er war und leistete, hatte er allerdings. Wo er sich angegriffen sah, da wehrte er sich seiner Haut und scheute sich auch vor kräftigen Hieben

nicht, so dass er manchmal „in der Hitze des Streites die Linie überschritt, welche ruhige Naturen sich so leicht zu ziehen vermögen. Aber wo er das fühlte, da stand er nicht an, es mit derselben Offenheit, mit der er gekämpft, zu bekennen und mit dem Gegner sich auszugleichen.“ Denn er war nicht streitsüchtig, wohl aber streitbar, und musste es wohl von Anfang an sein, da er sich seine Stellung selbst zu erkämpfen und zu verteidigen hatte. Auch in politischen Dingen trat er kräftig für seine Überzeugung ein, nicht bloß im Jahre 48, sondern auch nach den für ihn so schmerzlichen Ereignissen von 1866, und nach dem Jahre 70, das ihm den „goldenen Tag der Freiheit“, von dem er in der Jugend geträumt (vgl. oben S. 16), nicht unverkümmert heraufgebracht zu haben schien; und mehr als einmal musste auch er erfahren, wie schwer es für viele ist, auch für Gebildete und Gelehrte, in dem politischen Gegner noch den ehrenwerten Mann anzuerkennen. Wie in wissenschaftlichen und anderen Fragen, so hielt er sich auch in politischen nur an sein eigenes Urteil; „Autoritäten“ zu folgen oder mit dem großen Haufen zu gehen, das war nicht seine Sache, er verkörperte, wie ein Kollege an seinem Grabe es aussprach, in sich gewissermaßen das Recht der Minderheit; und wahrlich, im öffentlichen wie im wissenschaftlichen Leben pflegen solche Männer nicht die schlechtesten zu sein. Den Sinn für Wahrheit, die Offenheit und Geradheit haben denn auch alle, die ihn näher kannten, an ihm geschätzt, und er selbst war sich dieses ausgeprägten Zuges wohl bewusst. „Ob alle Sinne“, schrieb er in seinen letzten Jahren, „ob alle Sinne mir schwinden sollten, einer bleibt mir doch, hoffe ich, bis zum letzten Atemzuge erhalten: der Sinn für Wahrheit. Wenigstens würde ich ohne diesen mich selbst nicht mehr für mich erkennen“; zugleich fügte er aber hinzu: „die Fähigkeit zu Überflungen habe ich mir, leider, ziemlich ungemindert erhalten“. Überhaupt meinte er, Naturen wie die seinige müßten, um zu ihrem Rechte zu gelangen, schlechterdings alt werden; sie seien nicht nach der allgemeinen Schablone, sie stoßen an, wo andere ganz glatt durchkommen. „Erst wenn diese Besonderheit Jahrzehnte lang konsequent fortgesetzt wird und auch in Konflikten probenhaltig sich erweist, beginnt man zu begreifen, dass dieser Absonderlichkeit doch ein solches Fundament zu Grunde liegt, welches Achtung er-

fordert und gebietet.* Dieses Alter zu erreichen war ihm nicht vergönnt, umso mehr ist für ihn charakteristisch das Wort des Thukydides, das seine letzten Aufzeichnungen schließt und das auch diesen Lebensabrisse schließen möge:

εὐ μὲν βασιλεύειν πέποιθε γὰρ ἰσχυράτος, εὐ δ' ἀπὸ τοῦ ἀσθενέστερου ἀσθενέω.

fordert und gebietet
günst, umso mehr
das seine letzten A
abriss schließen mög
is für Beispiel 7

war ihm nicht ver-
Wort des Thukydides,
nach diesem Lebens-

καθημέριον ἀνέστης.







